

The background of the cover is a detailed, sepia-toned historical map of Vienna, showing the city's layout, including the Danube River and various districts. In the top right corner, there is a circular coat of arms or seal, likely the official emblem of the Wienerberger company, featuring a crown and other heraldic elements.

150

Jahre Wienerberger

1000

Jahre Aktiengesellschaft



Zum Geleit

Als Wien noch von Mauern umgeben und die Spinnerin am Kreuz eine einsame Wegsäule auf einer Höhe über der Stadt war, hat ein Mann namens Alois Miesbach beschlossen, in Meidling eine Ziegelei zu übernehmen. Man schrieb das Jahr 1819. 50 Jahre später war aus den ersten Miesbachschen Brenn-öfen das bedeutendste Baustoffproduktionsunternehmen des Landes geworden. Damals, 1869, wurde jene Gesellschaft gegründet, die heuer zweifaches Jubiläum feiert: das 150jährige als Unternehmen, das 100jährige als Aktiengesellschaft.

Die Wienerberger Ziegelfabriks- und Baugesellschaft ist stolz auf ihre Geschichte. Wie kaum ein zweites Unternehmen kann sie von sich behaupten, daß ihr Schicksal mit jenem der Stadt und des Landes gleichsam Hand in Hand gegangen ist. Die Geschichte Wiens und der Wienerberger waren seit 150 Jahren eng verknüpft: Davon will diese Schrift einen kleinen Eindruck vermitteln. Doch soll Traditionsbewußtsein nicht Selbstzweck sein, und die Geschichte ist auch für uns nur Basis, auf der die Zukunft errichtet wird. Deshalb geht dem historischen Bericht die aktuelle Reportage voran: Wir wollen zeigen, was wir sind, und dann erst, wie wir es wurden.

Das Gestern mit dem Morgen verbinden — das ist die Aufgabe, die wir uns gestellt haben. Auch mit dieser Schrift, die allen unseren Freunden gewidmet ist.

WIENERBERGER ZIEGELFABRIKS-
UND BAUGESELLSCHAFT

Die Wienerberger und ihre Tochtergesellschaften

Die Wienerberger befaßte sich in den ersten Jahrzehnten ihres Bestandes nur mit der Erzeugung von Ziegeln, feuerfesten Materialien und Bauterrakotten, doch nahm sie vor allem in der Tonwarenfabrik ab den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts auch andere keramische Produkte in ihr Programm auf, so daß sie bald auch auf dem feinkeramischen Sektor eine dominierende Rolle spielte.

Im Jahr 1907 vereinigten sich mehrere namhafte Erzeuger feinkeramischer Produkte zu einem gemeinsamen Verkaufsbüro, welches als Tonwarenabteilung der N.-Ö. Escompte-Gesellschaft gegründet wurde. Aus diesem Verkaufsbüro entstand im Jahr 1934 die

Tonwaren Gesellschaft m. b. H.

Diese Firma vertrieb die von der Wienerberger und den tschechoslowakischen keramischen Werken erzeugten Wand- und Bodenplatten sowie Steinzeugrohre nach bestimmten Quoten und ging 1954 ganz in den Besitz der Wienerberger über. Heute ist das Unternehmen ein bedeutender Importeur keramischer Belegselemente. Umfangreiche Lager ermöglichen eine reibungslose Marktversorgung.

Im Jahr 1960 wurde die

Österreichische Leca Gesellschaft m. b. H.

gegründet, die in ihrem Werk in Fehring (Oststmk.) pro Jahr 240.000 m³ Leca, einen anorganischen Zuschlagstoff, herstellt.

1966 wurde die Aktiengesellschaft der Wiener Ziegelwerke, nunmehr

Wiener Ziegelwerke Ges. m. b. H.,

mit ihren Werken in Leopoldsdorf übernommen.

1968 ging die Majorität des Aktienkapitals der

„ZIAG“ Ziegel-Industrie A. G.

in den Besitz der Wienerberger über, das ebenfalls in Leopoldsdorf liegende Werk dieser Gesellschaft wurde zu einem modernen Betrieb umgebaut.

Zur Erfüllung der umfangreichen, im Rahmen des Gesamtunternehmens anfallenden Transportaufgaben entstand 1960 die

Wienerberger Transport Ges. m. b. H.

Karl Kraus' Erben Gesellschaft m. b. H.

ist als Baustoffgroßhändler seit 1959 im Rahmen der Firmengruppe der Wienerberger tätig.

Den Vertrieb des in der Wienerberger Tonwarenfabrik erzeugten oder importierten Steinzeugmaterials besorgt die 1967 geschaffene

Österreichische Steinzeug-Vertriebsgesellschaft m. b. H.

Der 1968 gegründeten

Wienerberger Grundstückverwertungs Ges. m. b. H.

fallen Aufgaben auf dem Gebiet des Liegenschaftswesens zu. Die Firmengruppe der Wienerberger verfügt heute über mehr als 7.000.000 m² Grund.

Im Jahr 1968 wurde die Rapid-Baugesellschaft, Ing. Emge KG, übernommen und mit der neugegründeten

Rapid-Baugesellschaft m. b. H.

verschmolzen. Diese Gesellschaft befaßt sich mit der Herstellung und dem Vertrieb vorgefertigter Deckenelemente.

Schließlich wurde 1969 die

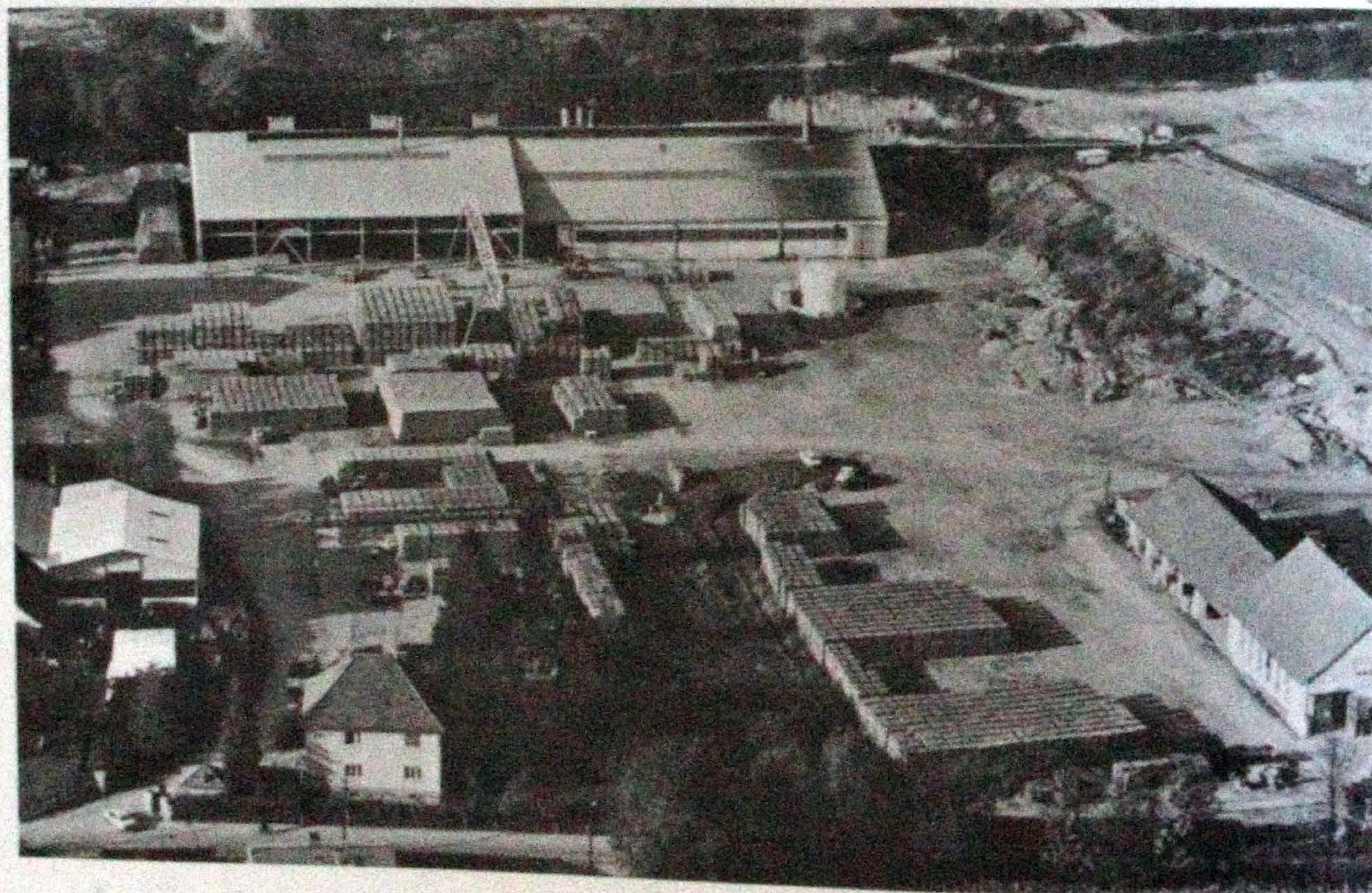
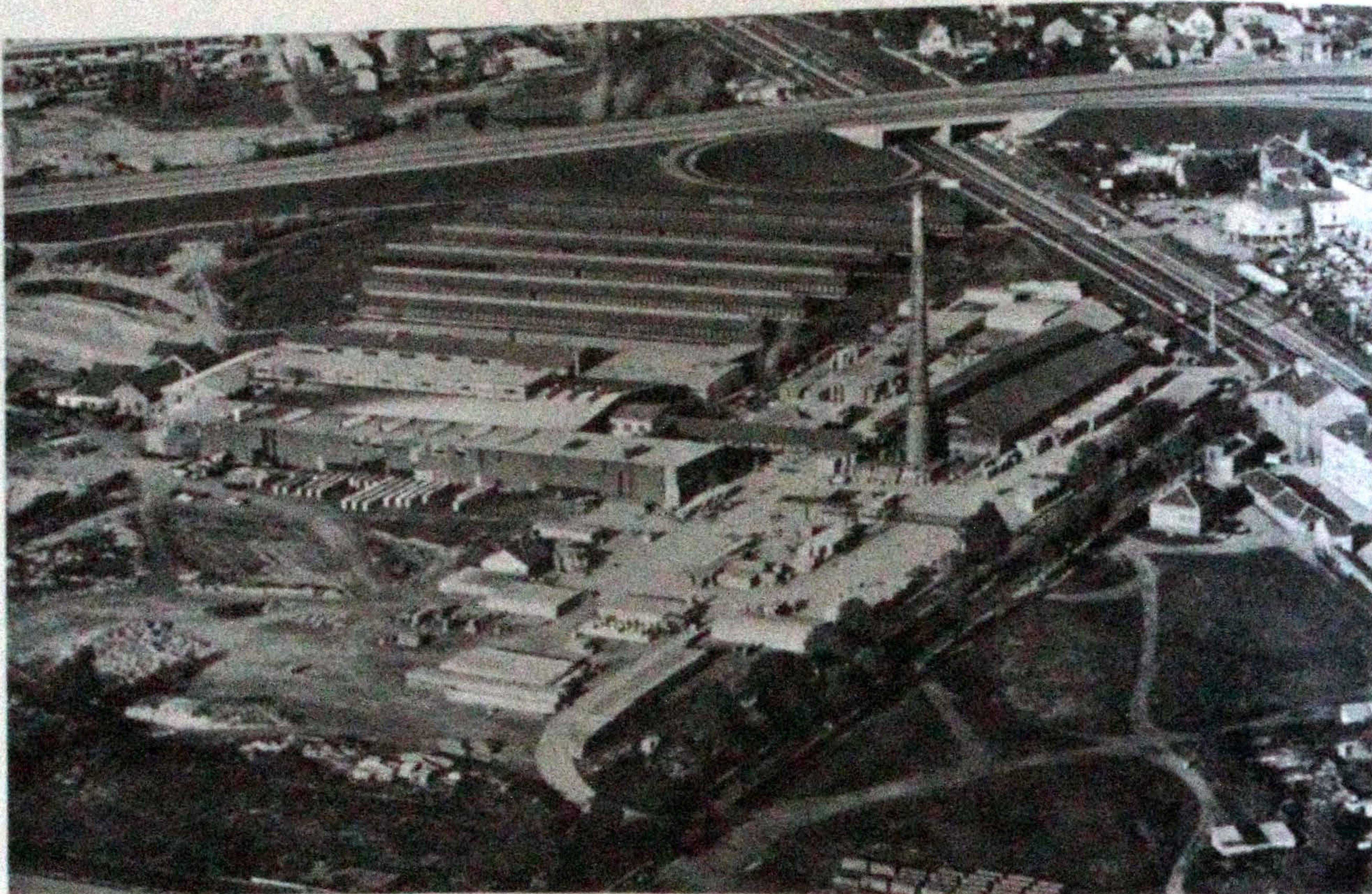
Wienerberger Leichtbeton-Baustoff Ges. m. b. H.

gegründet, die ab 1970 expandierten Perlit und Perlit-Schalungssteine auf den Markt bringen wird. Damit hat die Wienerberger einen anorganischen Leichtbaustoff in ihr Erzeugungsprogramm aufgenommen, der in den vergangenen Jahren sowohl in Amerika wie auch in den Oststaaten rasch den Baumarkt eroberte.



Die Wienerberger heute

An Stelle einiger älterer Betriebe, die zum Teil in den letzten Kriegsjahren schwer beschädigt worden waren, entstanden 1960 ganz moderne Werke, und zwar die Werke Wienerberg 1 und Wienerberg 2 mit einer Kapazität von zirka 60 bzw. 50 Millionen Einheiten. Diese Werke besitzen modernste Aufbereitungsanlagen mit Mauktürmen, künstlichen Trockenanlagen und Tunnelöfen. Selbstverständlich sind auch alle Transporteinrichtungen weitgehend mechanisiert, das gleiche trifft auch auf die Verladung des Fertigproduktes zu.

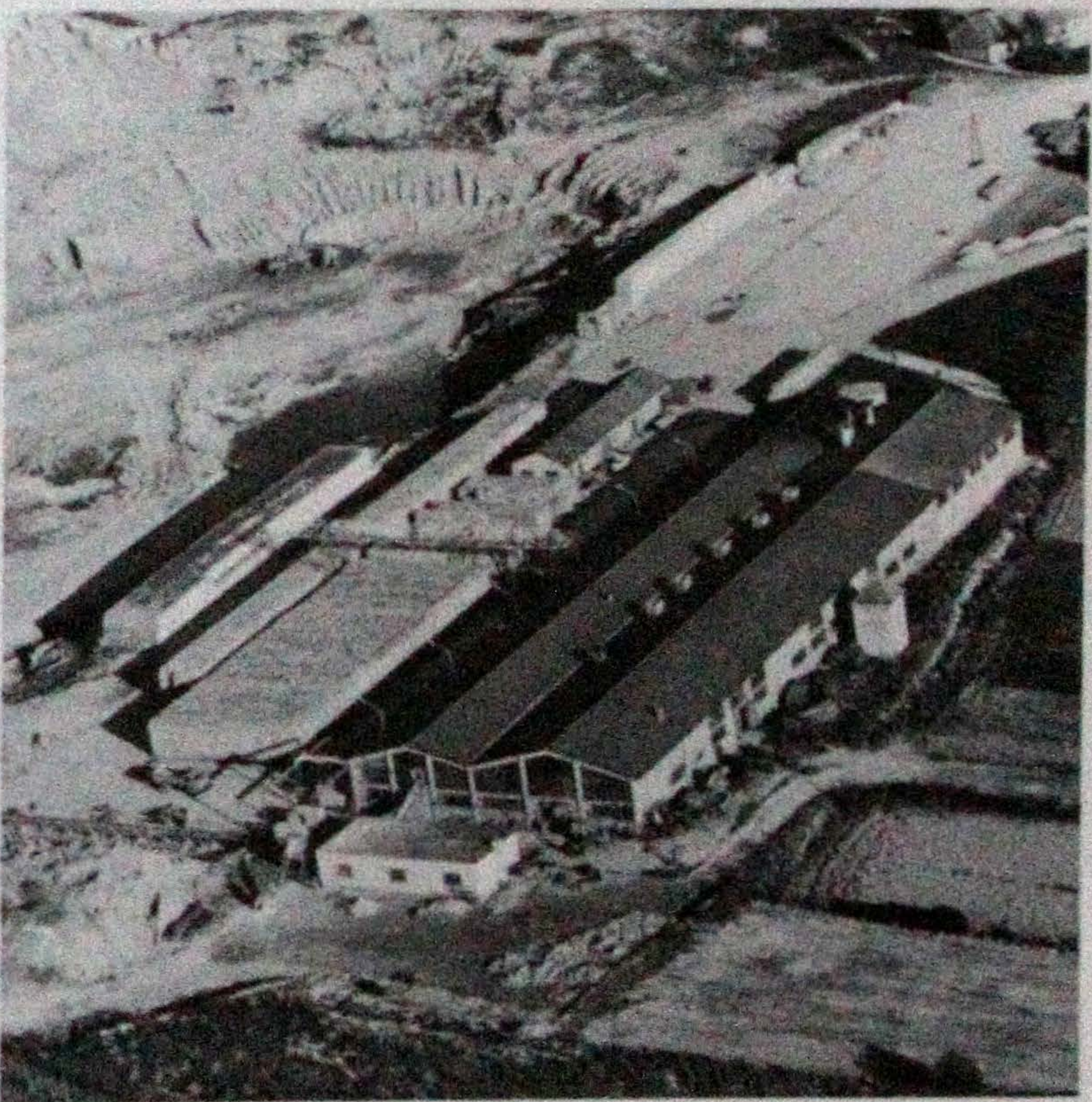
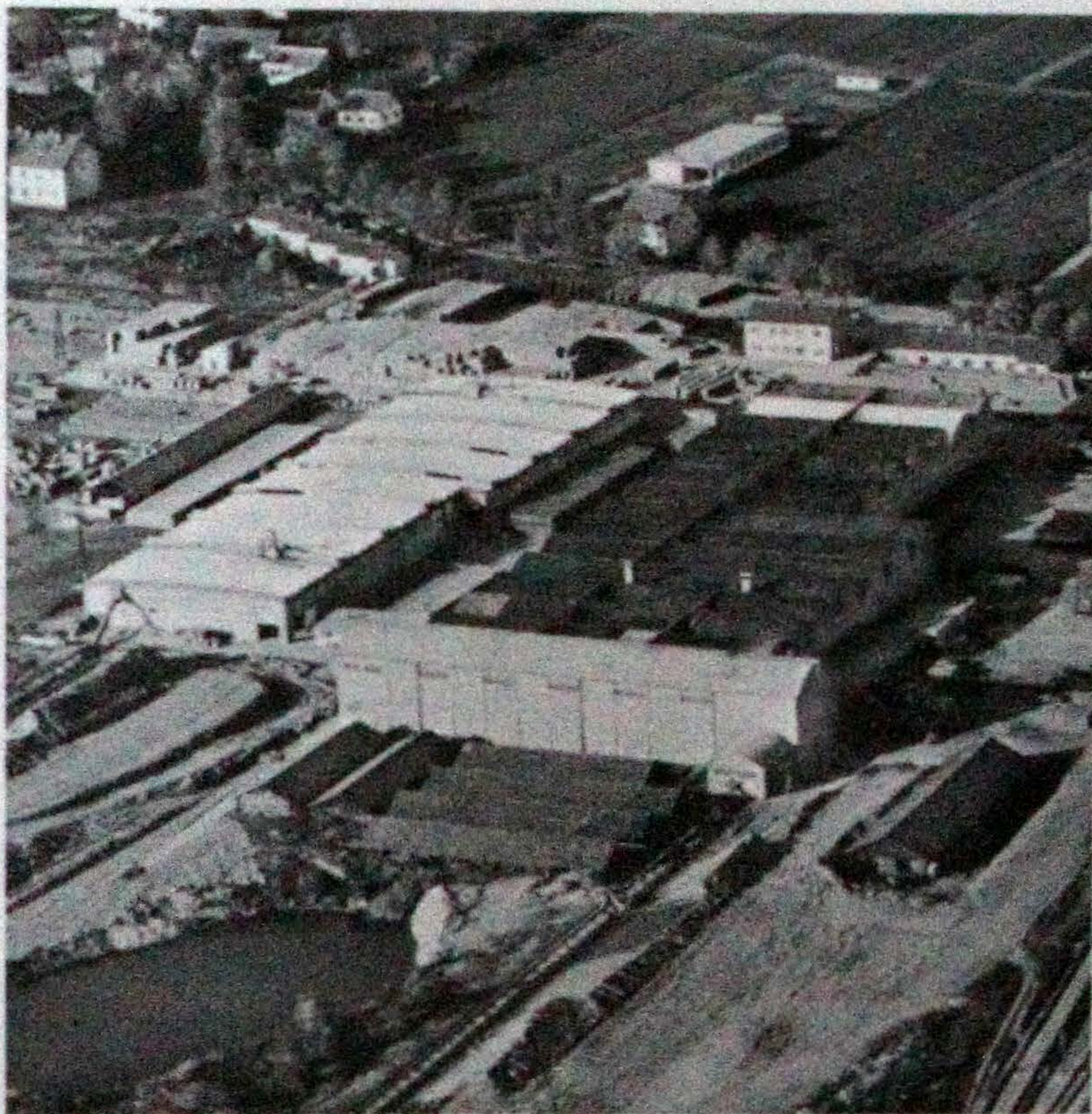


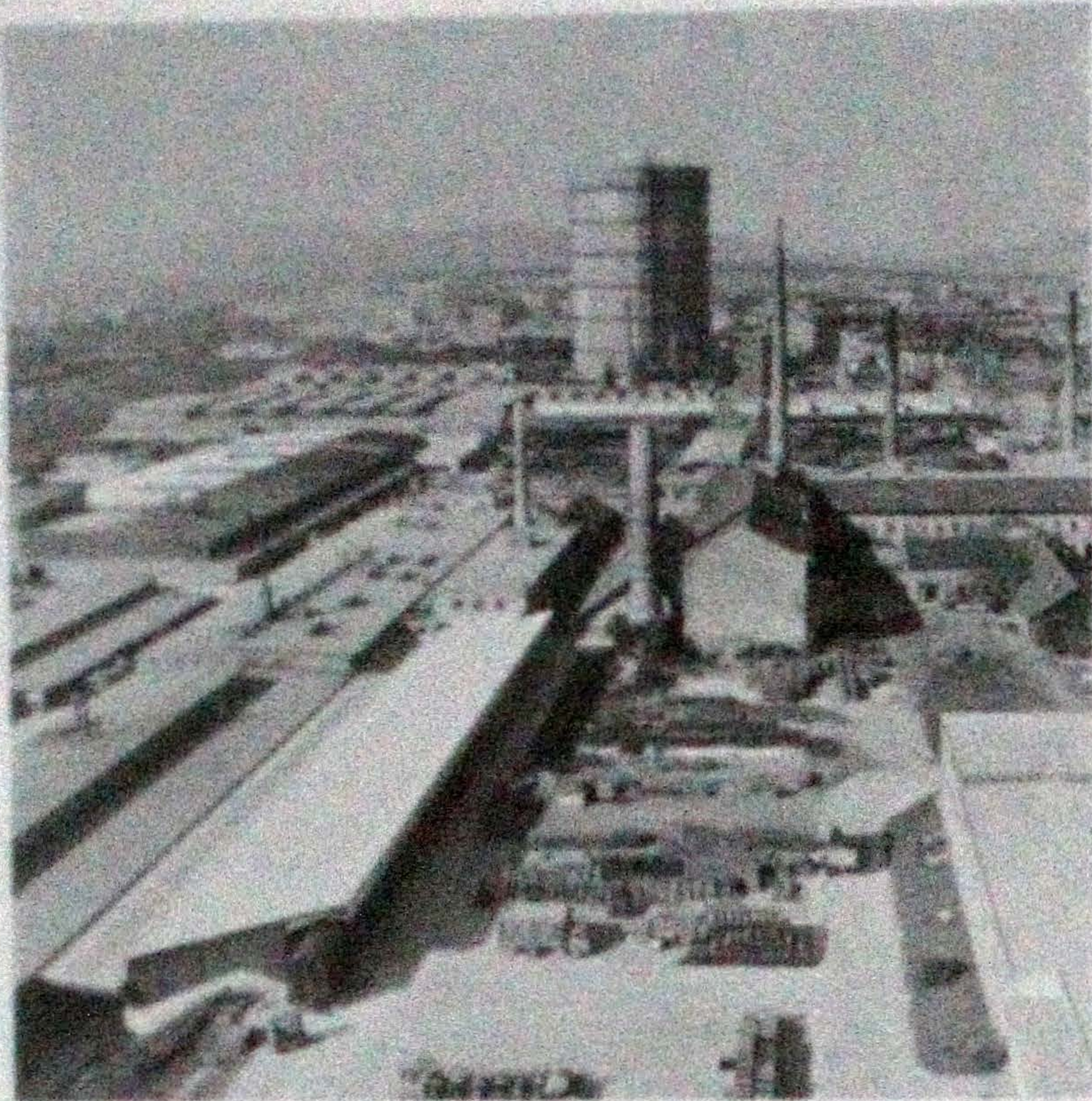
Werk Vösendorf: (1) mit einer Kapazität von zirka 25 Millionen Einheiten, ausgestattet mit modernsten Einrichtungen, wie Maukhaus, künstlicher Trocknerei und Tunnelofen.

Werk Hennersdorf: (2) Es ermöglicht eine Erzeugung von zirka 60 Millionen Einheiten und besteht aus zwei Produktionsstätten: Anlage I erzeugt Dach- und Zwischenwandziegel; Anlage II erzeugt Hohl- und Spezialziegel für die Montagebauweise.

Werk St. Peter: (3) In einem Außenbezirk von Graz gelegen, wurde dieses Werk vor einigen Jahren auf den modernsten Stand gebracht und verfügt über eine Kapazität von über 20 Millionen Einheiten Ziegeln.

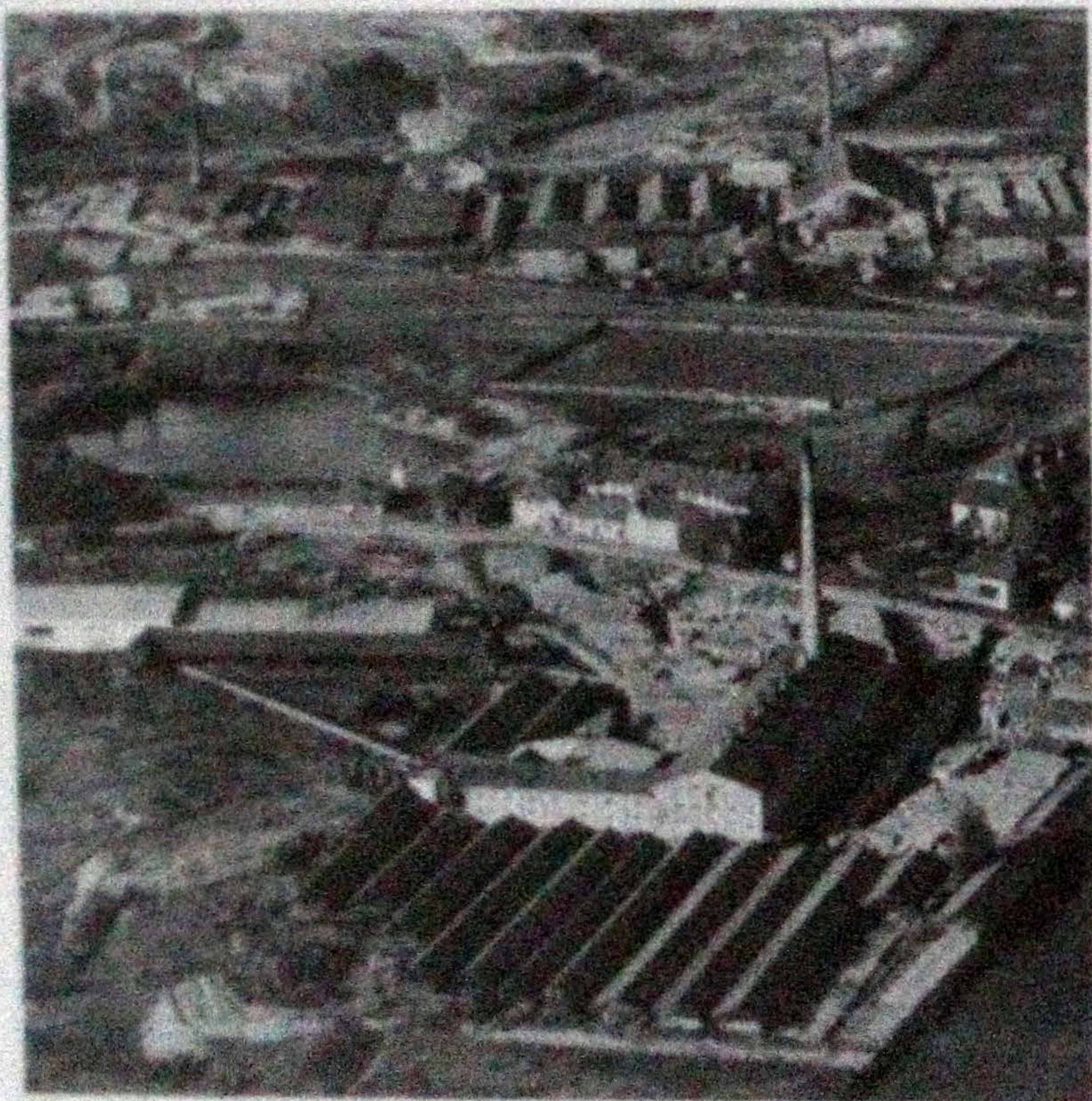
Werk Göllersdorf: (4) Dieses Werk wurde unter gleichzeitiger Stilllegung einiger veralteter kleinerer Werke vollkommen modernisiert und erreicht eine Produktionsmenge von zirka 25 Millionen Einheiten.



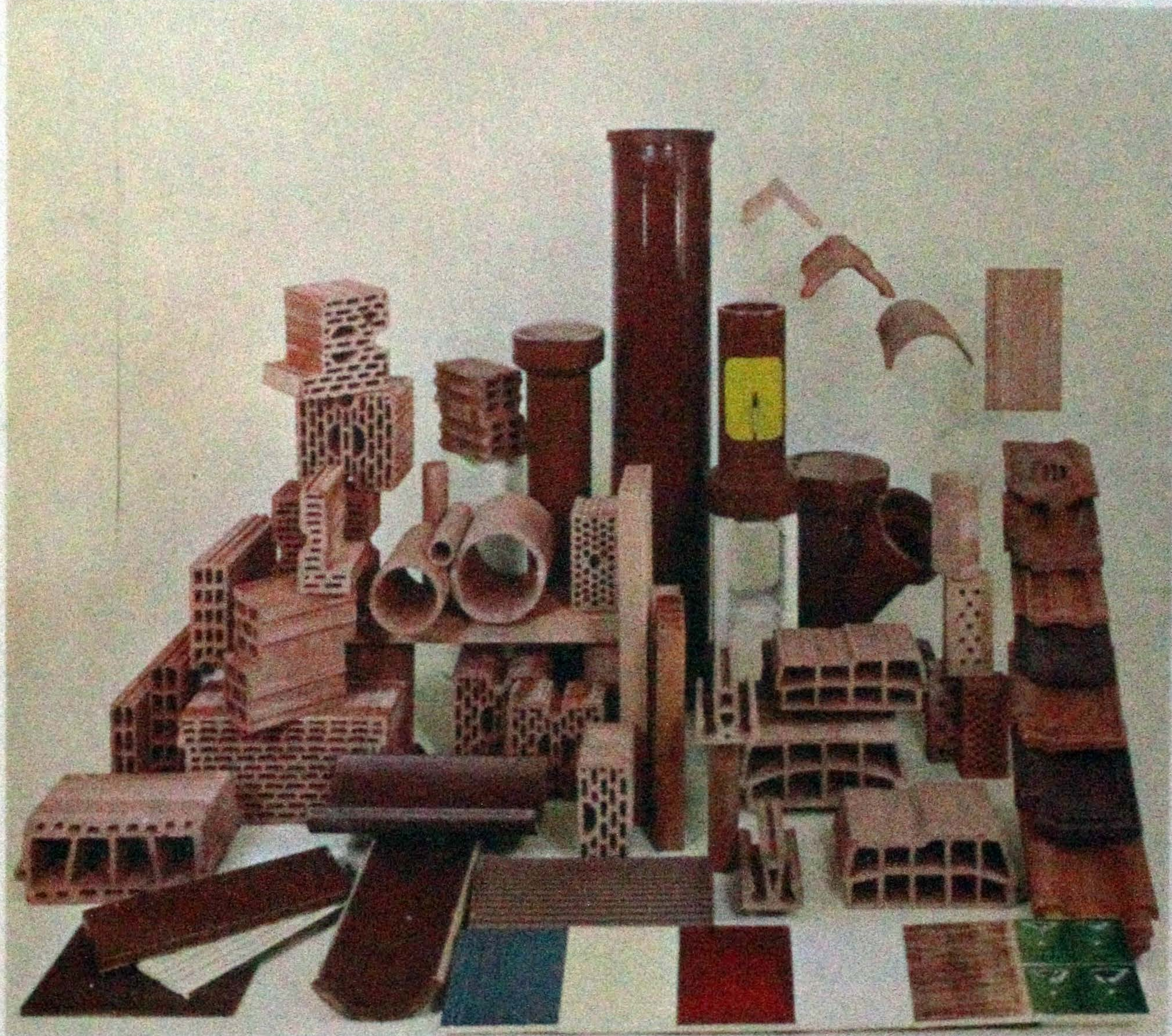


Tonwarenfabrik: In den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts auf der Höhe des Wienerberges errichtet und ursprünglich für Herstellung von Bauterrakotten und Baukeramiken gedacht.

Derzeit wird in der nach schwersten Kriegsschäden wiederaufgebauten Fabrik Kanalisationssteinzeug im Ausmaß von rund 33.000 Tonnen in einer ganz modernen Anlage unter Verwendung von Tunnelöfen und einer modernen Vermuffungsanlage erzeugt. Außerdem werden in der Fabrik Ofenkacheln und Verkleidungselemente für Heizkörper hergestellt, wobei die Jahresleistung bei 900.000 Einheiten liegt.



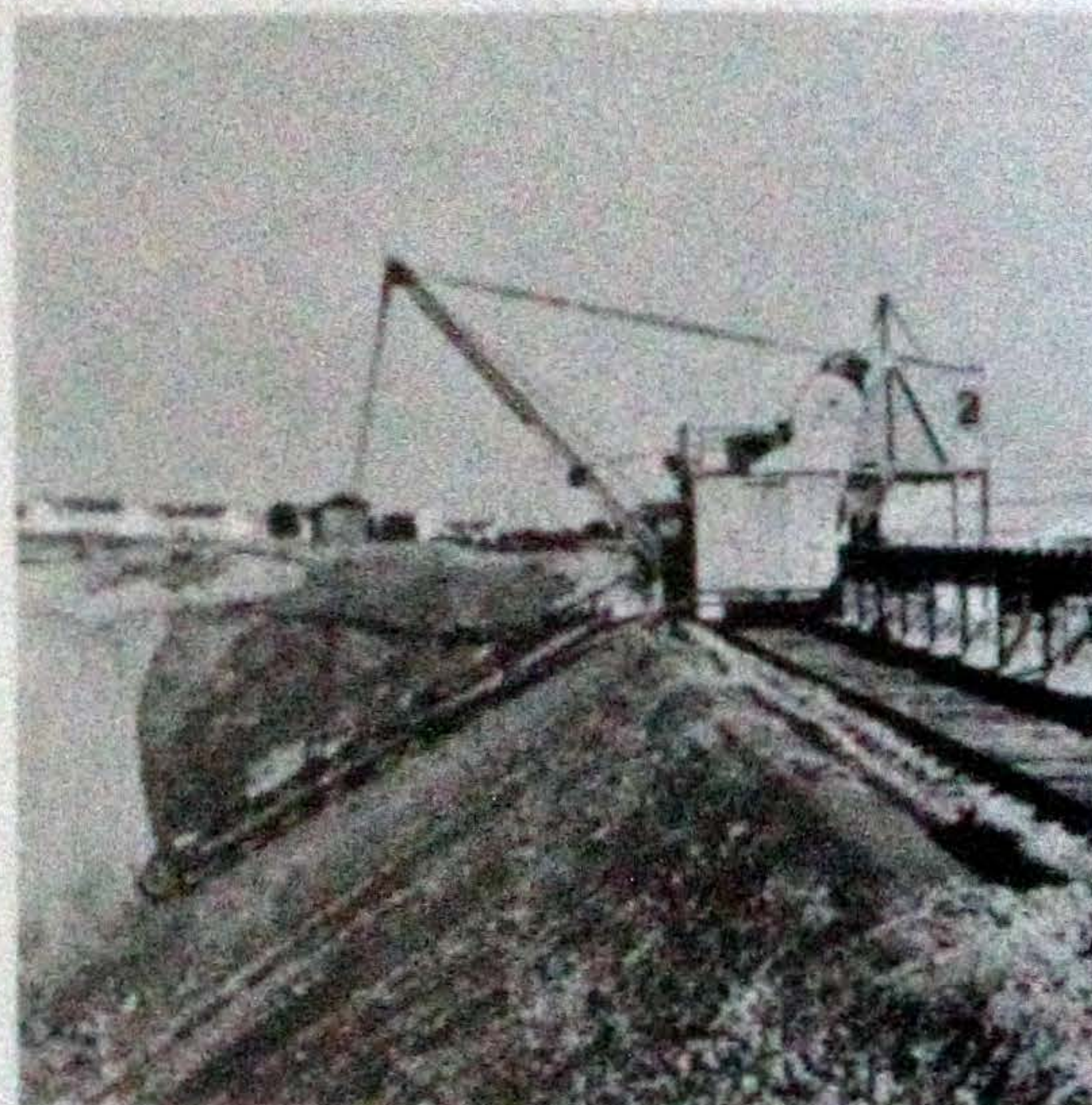
Im Laufe der letzten Jahre wurden die Wiener Ziegelwerke Gesellschaft m. b. H. und die „ZIAG“ Ziegel-Industrie A. G. mit Werken in Leopoldsdorf in den Rahmen der Wienerberger aufgenommen. Die Wiener Ziegelwerke Gesellschaft m. b. H. erzeugt in ihrem Werk 1 Mauerziegel im Normalformat, Langloch- und Deckenziegel, in ihrem Werk 2 Mauerziegel und Drainagerohre. Die Gesamtproduktion beider Werke liegt bei zirka 30 Millionen NU. Die „ZIAG“ Ziegel-Industrie A. G. verfügt über ein modernst eingerichtetes Deckenziegelwerk, welches im April 1969 fertiggestellt wurde und zirka 30 Millionen NU erzeugen wird.



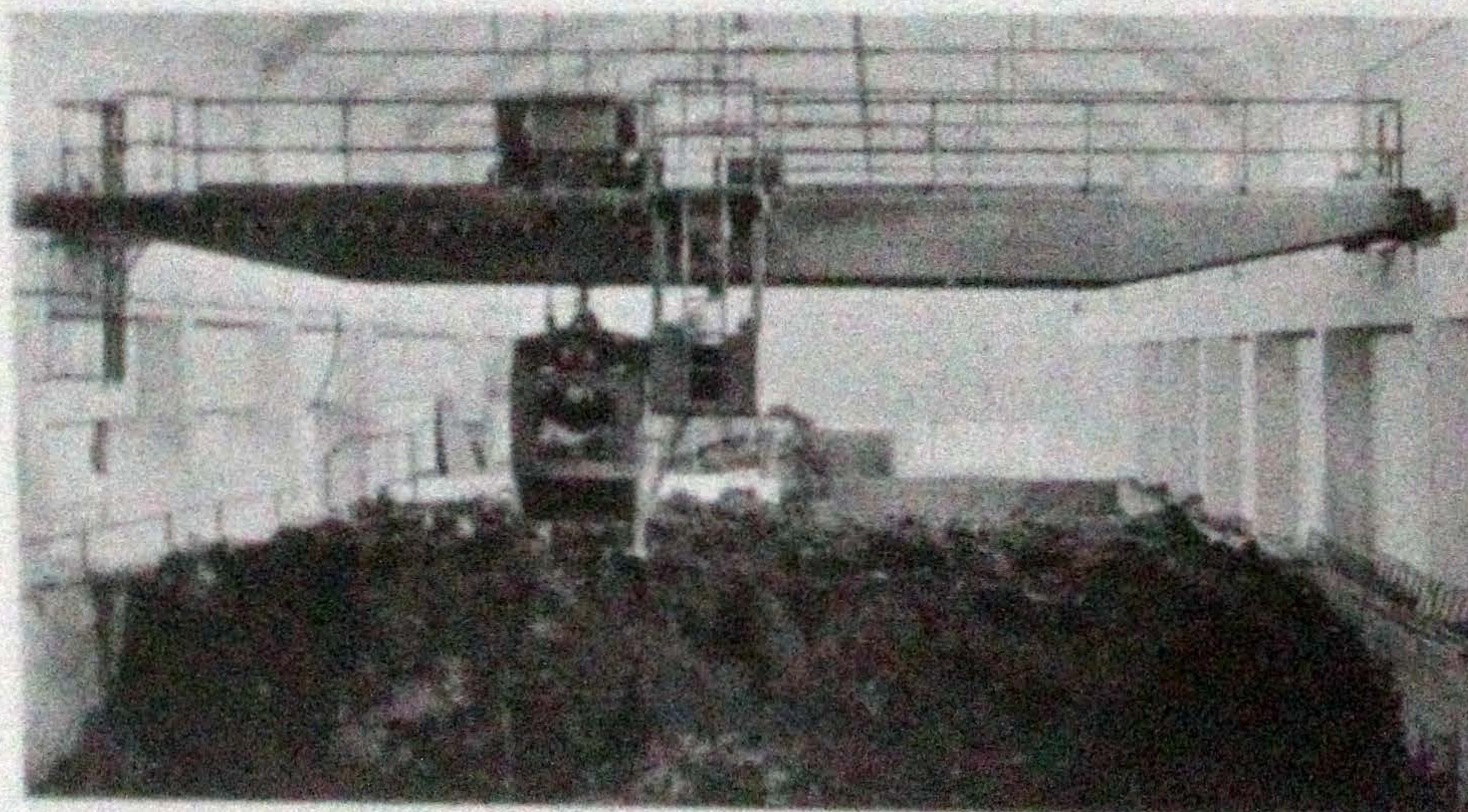
Die reichhaltige Palette des Wienerberger Produktionsprogramms.



In den firmeneigenen Tongruben erfolgt der Rohmaterialabbau mit modernsten Geräten, die sowohl den Abbau und den Transport als auch die Entladung in einem kontinuierlichen Arbeitsgang ermöglichen.



Ein im Werk Wienerberg eingesetzter Schaufelkettenbagger.

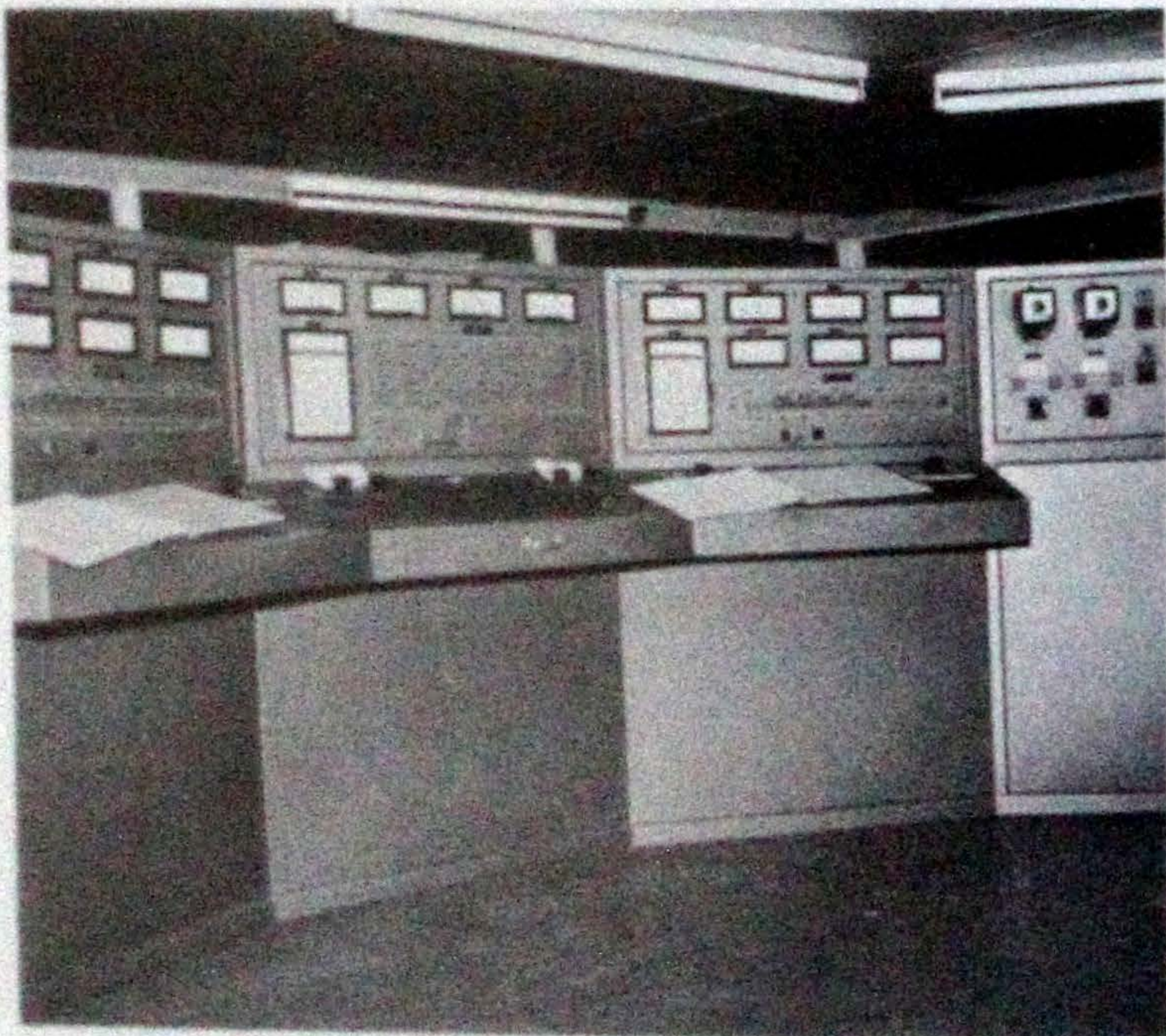
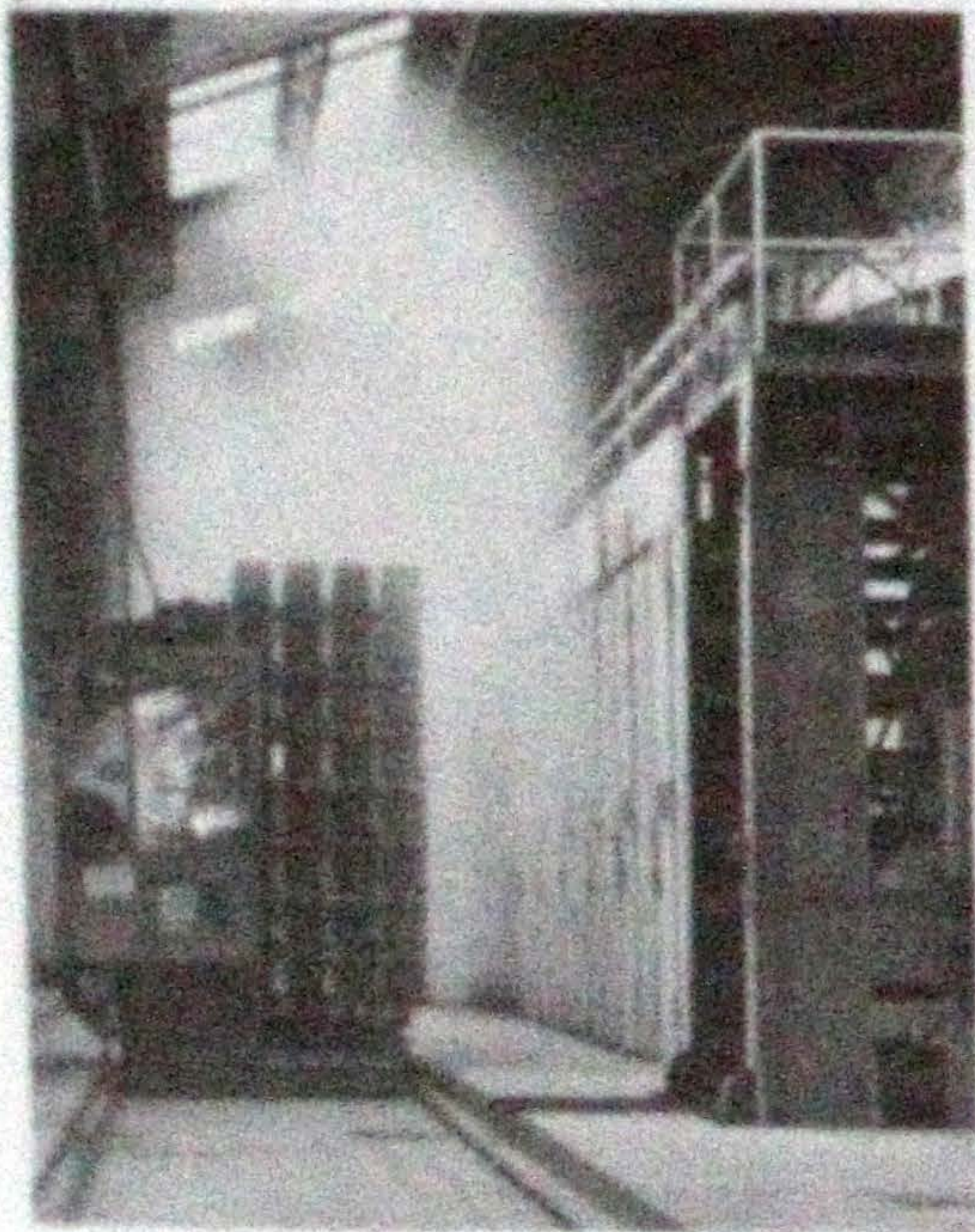


Sumpfhaus des Werkes Hennersdorf.



Aufbereitungsanlage des Werkes Göllersdorf. Der Ton wird in Aufbereitungsmaschinen zerkleinert und durchgeknetet.

Der von den Abbaugeräten geförderte und auf der Rohmaterialhalde gelagerte Ton wird auf ein Förderband gebracht und so zu den Aufbereitungsanlagen befördert. Da für die Qualität keramischer Erzeugnisse die Beschaffenheit des Tones vor seiner weiteren Bearbeitung von besonderer Wichtigkeit ist, wird das Rohmaterial, nachdem es zwecks Zerkleinerung durch Walzwerke geführt wurde, in sogenannten Sumpfhäusern mehrere Wochen gelagert, wo es zu einem Ausgleich der Tonfeuchtigkeit und zu einem Quellprozeß der Tonminerale kommt, der zu einer Plastizitätsverbesserung führt.



Der aufbereitete Ton gelangt nunmehr in stark plastischem Zustand in die Ziegelpresse, wo das Material durch entsprechend geformte Mundstücke unter hohem Druck gepreßt und sogleich auf die erforderliche Länge geschnitten wird. Der größte derzeit erzeugte Hohlziegel, Type Gigant, hat die Abmessungen $25 \times 50 \times 22$ Zentimeter. (1)

Durch den Einbau anderer Mundstücke und durch entsprechende Abänderung der Schnittlänge können die verschiedensten Typen hergestellt werden.

Die gepreßten Ziegel werden vollautomatisch auf Stellagen abgesetzt, diese werden mit Elektrokarren zu den Trockenanlagen gebracht, die mit der frei werdenden Wärme der Tunnelöfen beheizt werden (2). Der Brand der Ziegel erfolgt in gas- oder ölbeheizten Tunnelöfen, die Tunnelofenwagen durchlaufen hierbei verschieden temperierte Wärmezonen. Der Brand erfolgt bei 960 bis 1.000° C, modernste Meß- und Kontrollanlagen ermöglichen eine genaue Steuerung des Brennprozesses (3). Nach einer je nach Produkt verschiedenen Durchlaufzeit gelangen die nunmehr gebrannten und gebrauchsfertigen Ziegel aus dem Ofen.

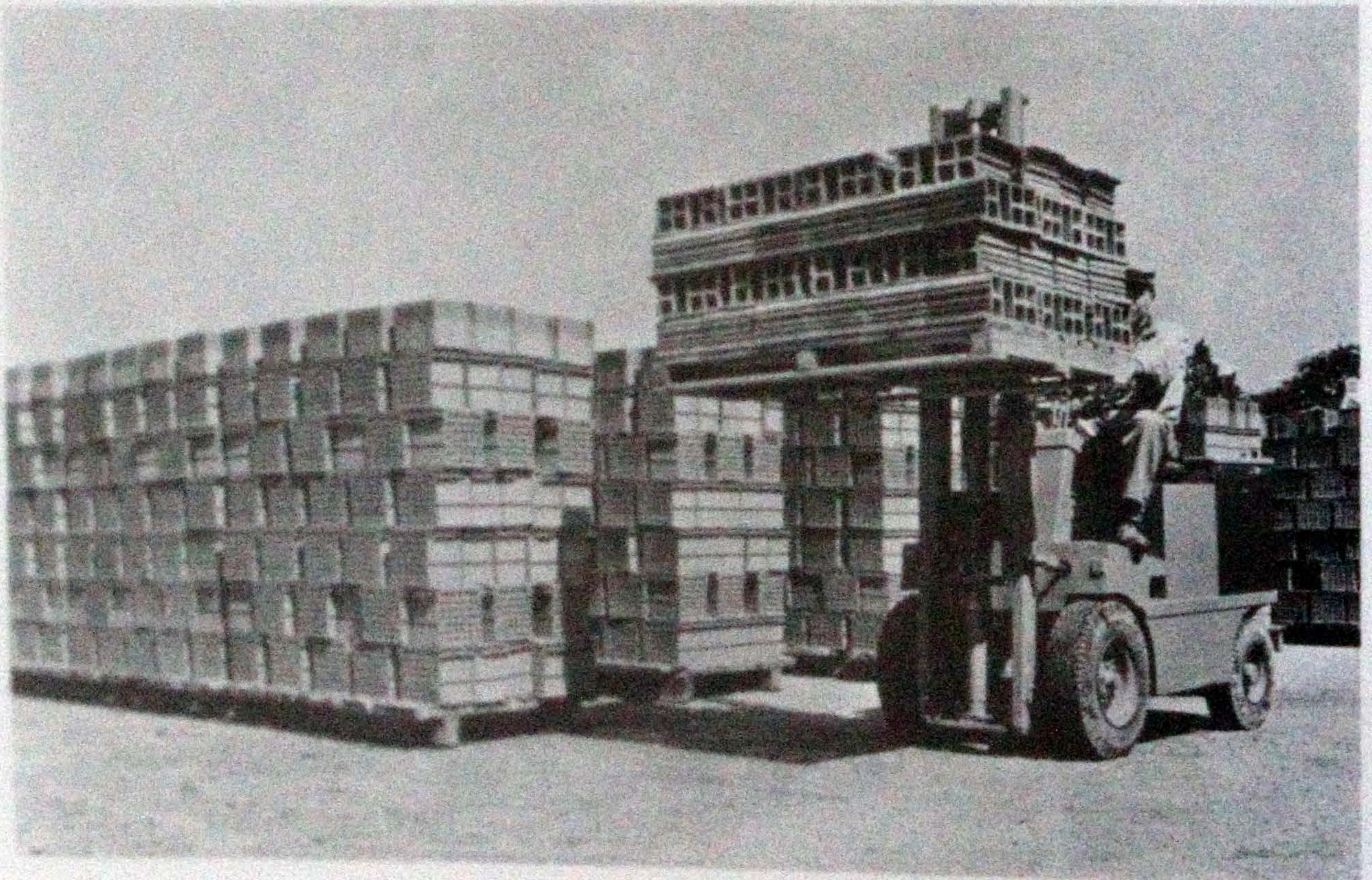




Sowohl in den Werkhallen als auch auf den Lagerplätzen ermöglichen moderne Einrichtungen eine automatisierte Manipulation der gebrannten Ware.

Verladekran im Werk Leopoldsdorf.

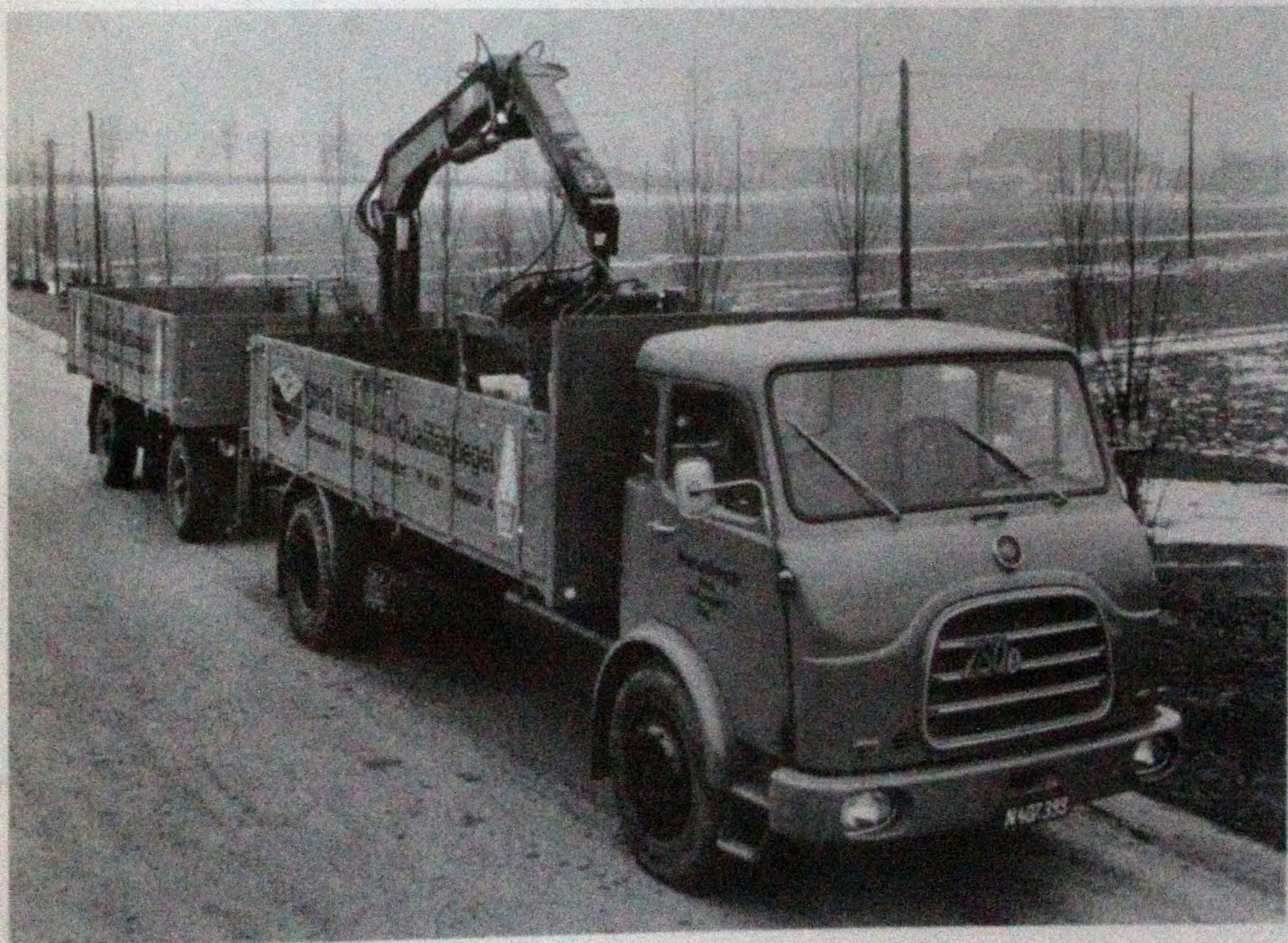
Verladung von Spezialziegeln für den Montagebau im Werk Hennersdorf.

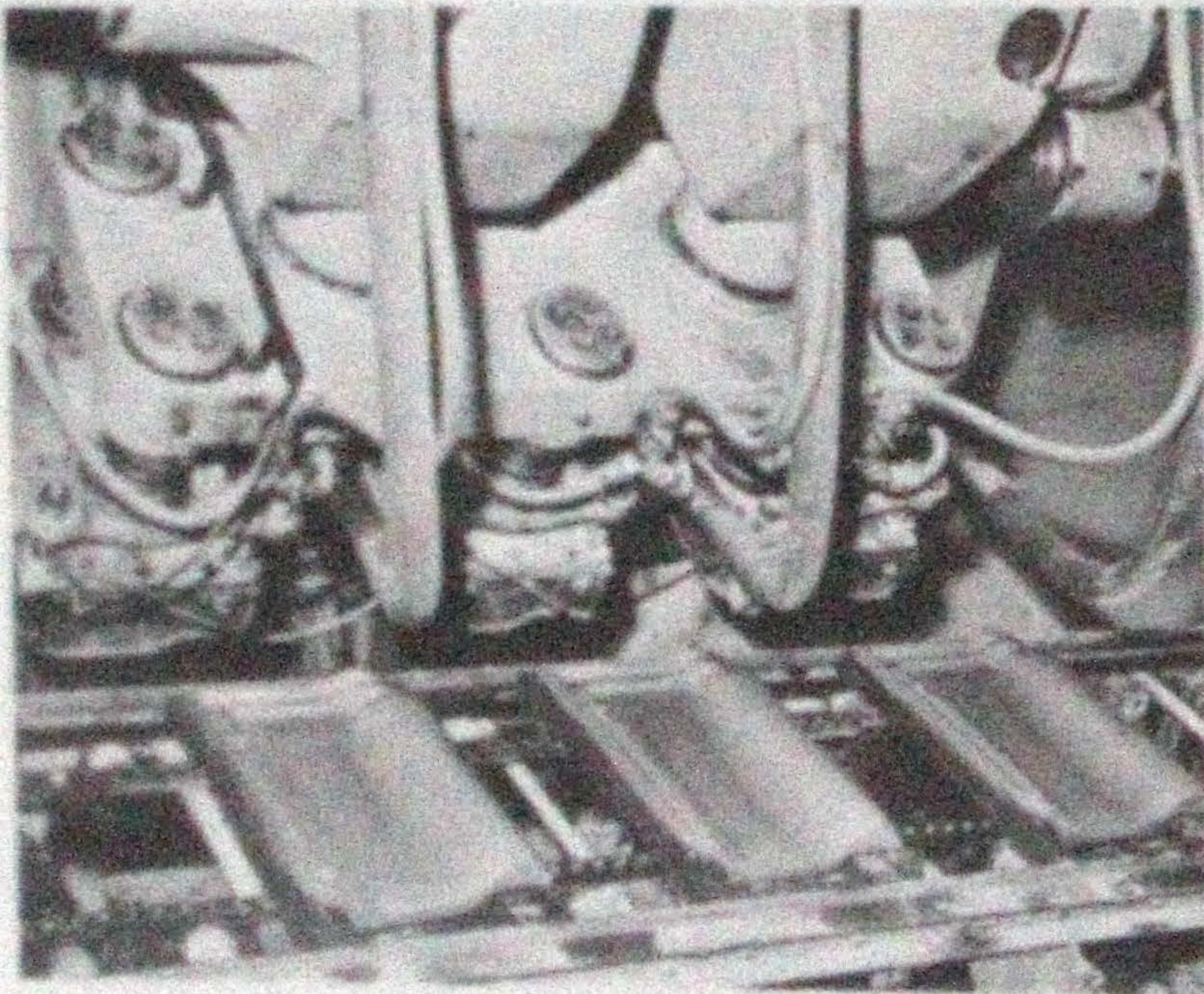


Im Stadtbild Wiens sieht man häufig die sogenannten Torwagen, die ein rasches Aufnehmen am Lagerplatz und ein ebenso rasches Entladen an der Baustelle ermöglichen. Ein derartiger Torwagen befördert bis zu 3.000 Mauerziegel im Normalformat.



Ein an der Rückfront des Lastwagens montierter Entladekran, der auch eine rasche automatische Entladung des Anhängers ermöglicht.



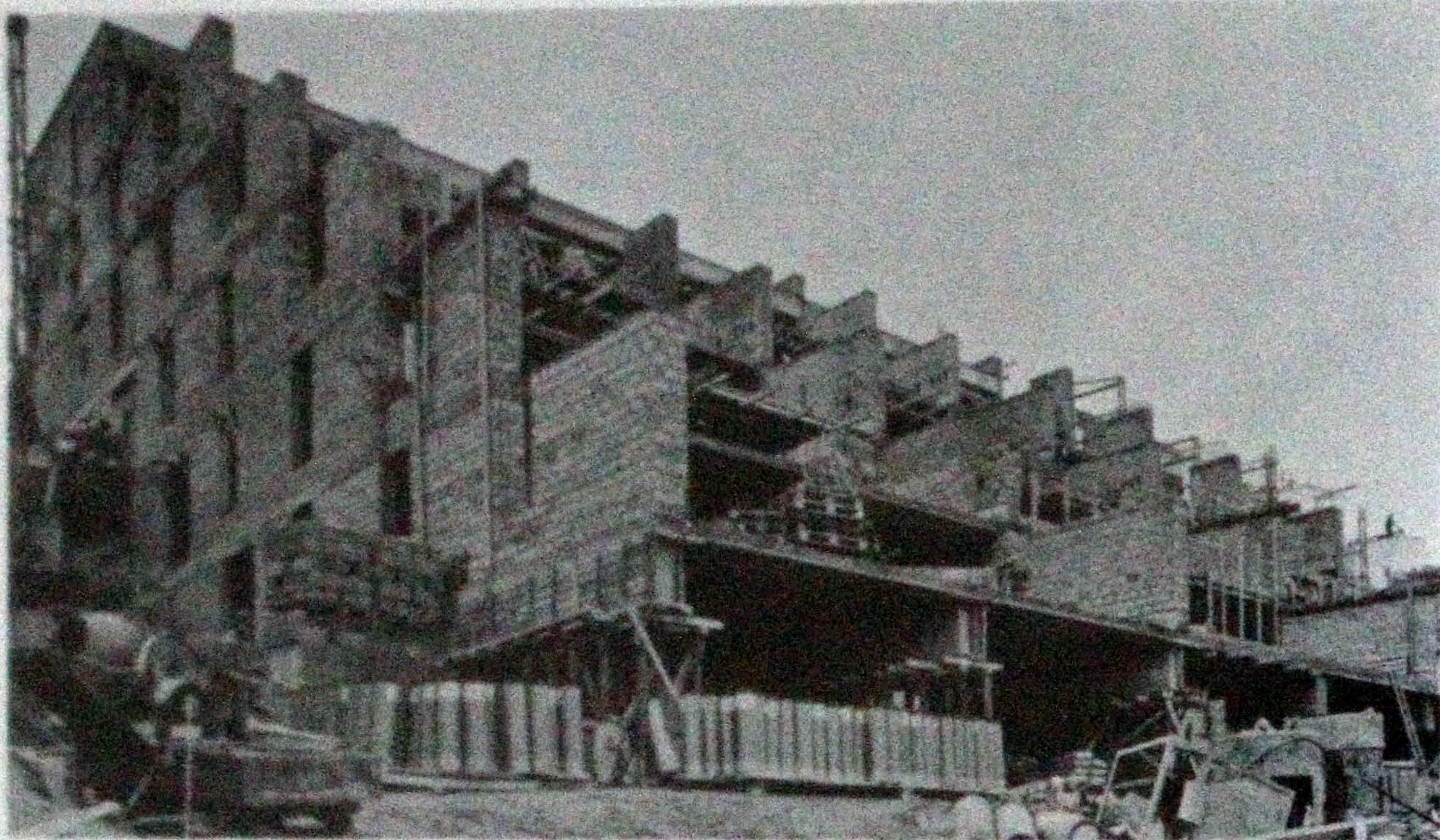


Die Dachziegelerzeugung konzentriert sich in der letzten Zeit immer mehr auf gepreßte Formen, wie Flachdachpfannen und Patentfalz-Dachziegel. Zur Erzeugung von Preßfalzziegeln werden automatische Dreiphasenpressen verwendet, die den entsprechend aufbereiteten Ton im ersten Arbeitsgang portionieren, in der zweiten Phase formen und in der dritten vollautomatisch auf ein Förderband absetzen.

Dachziegelpresse im Werk Hennersdorf.



Die in den letzten Jahren herausgebrachten Flachdachpfannen S 30, die mit einer 30jährigen Garantie geliefert werden, ermöglichen durch ihr Licht-und-Schatten-Spiel eine reizvolle Eindeckung.

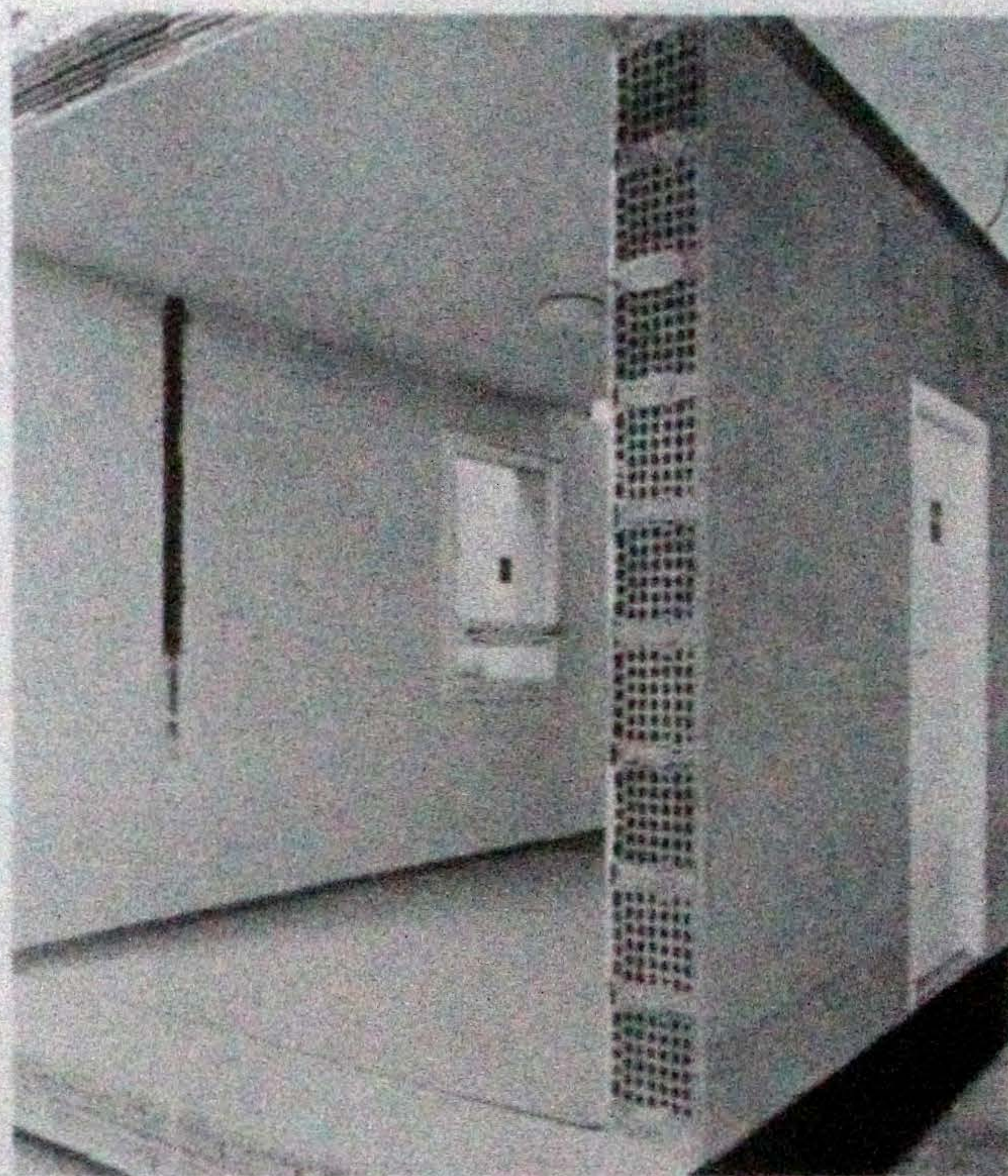


Terrassenhaus unter Verwendung von Hochlochziegeln an der „Goldenen Stiege“ in Mödling, NO.



Seit vielen Jahren verwenden Architekten Ziegel im Normalformat, also in der Größe $25 \times 12 \times 6,5$ cm, mit entsprechend behandelter Sichtfläche, wobei im unverputzten Rohbau das natürliche Farbenspiel des gebrannten Materials und das Fugenbild der verschiedenen Mauerwerksverbände reizvolle Möglichkeiten für die Gliederung von Sichtflächen bieten.

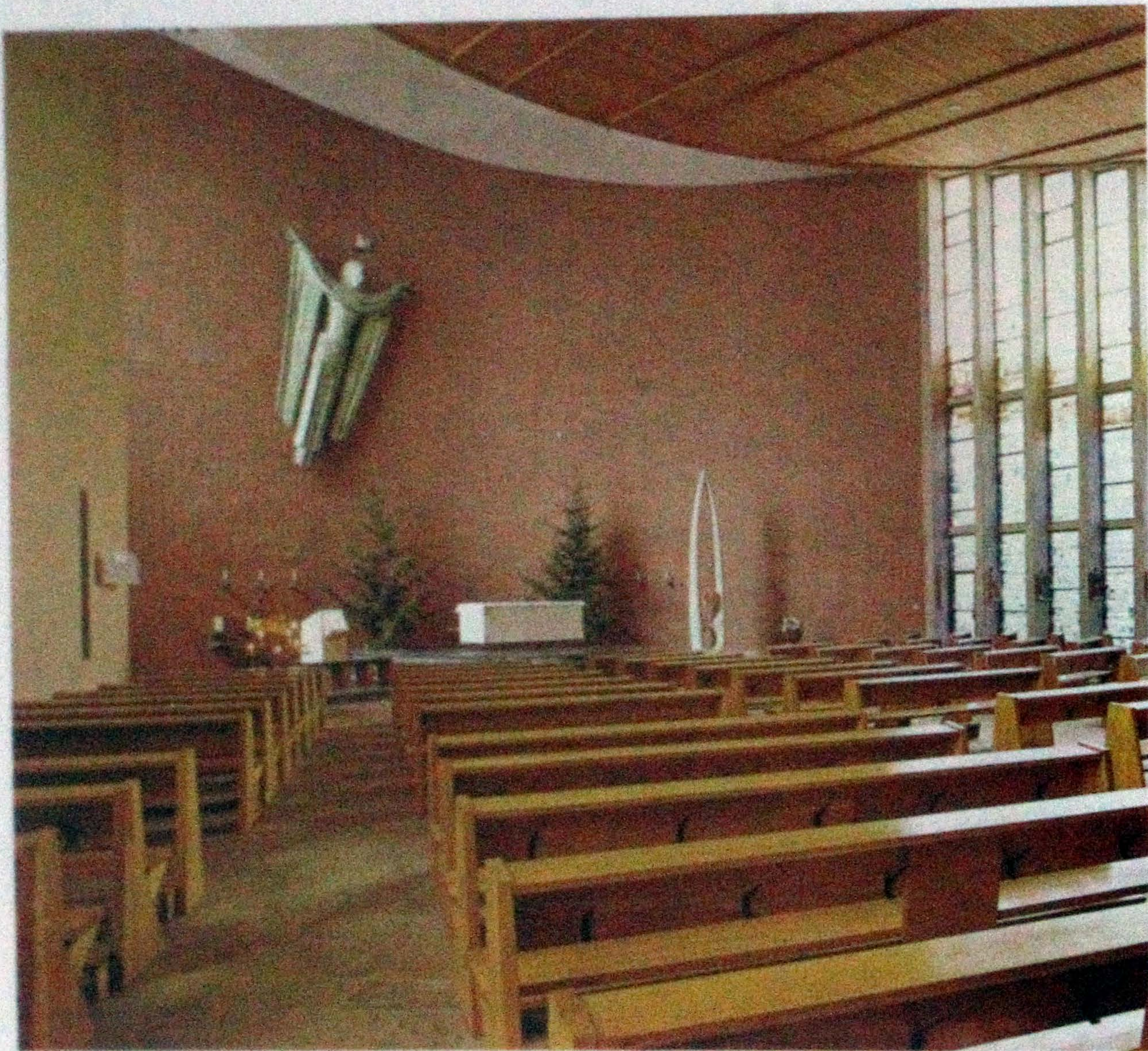
Die modernen großformatigen Hochlochziegel ermöglichen es, alle Bauformen, vom eingeschossigen Wochenendhaus bis zu vielgeschossigen Wohnhausanlagen, zu entwickeln.



Im Zuge weiterer Rationalisierungen im Bauwesen hat sich in vielen Ländern, besonders dort, wo Bauten in größeren Serien entstehen, die Montagebauweise entwickelt. Spezialziegel werden in einem meist Ziegelwerken angeschlossenen Fertigteilwerk zu großflächigen Wandelementen zusammengefügt, die als Fertigteile an die Baustelle geliefert werden. Derartige Fertigteile werden in einem neben unserem Hennersdorfer Werk gelegenen Fertigteilwerk montiert.

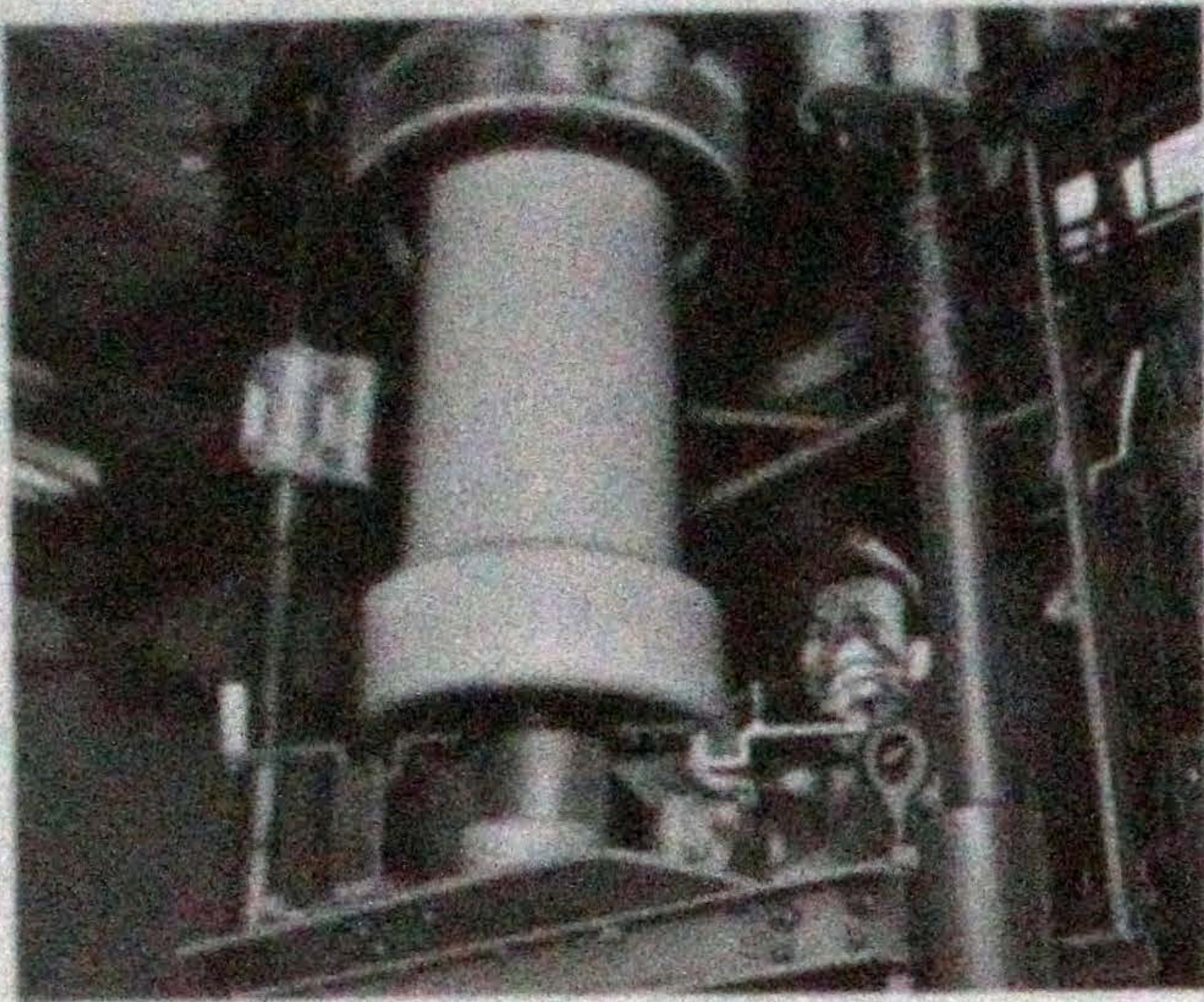


Baustelle einer Wohnhausanlage in Wien aus vorgefertigten Elementen.

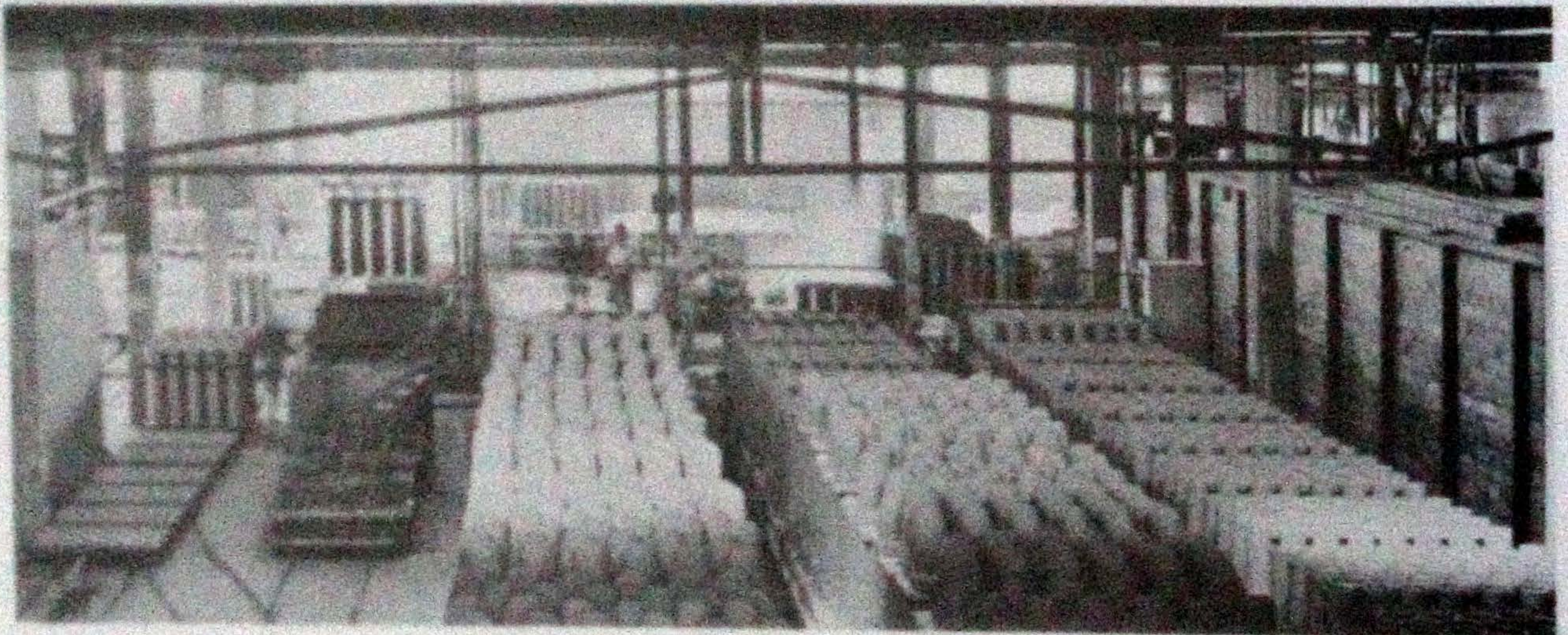
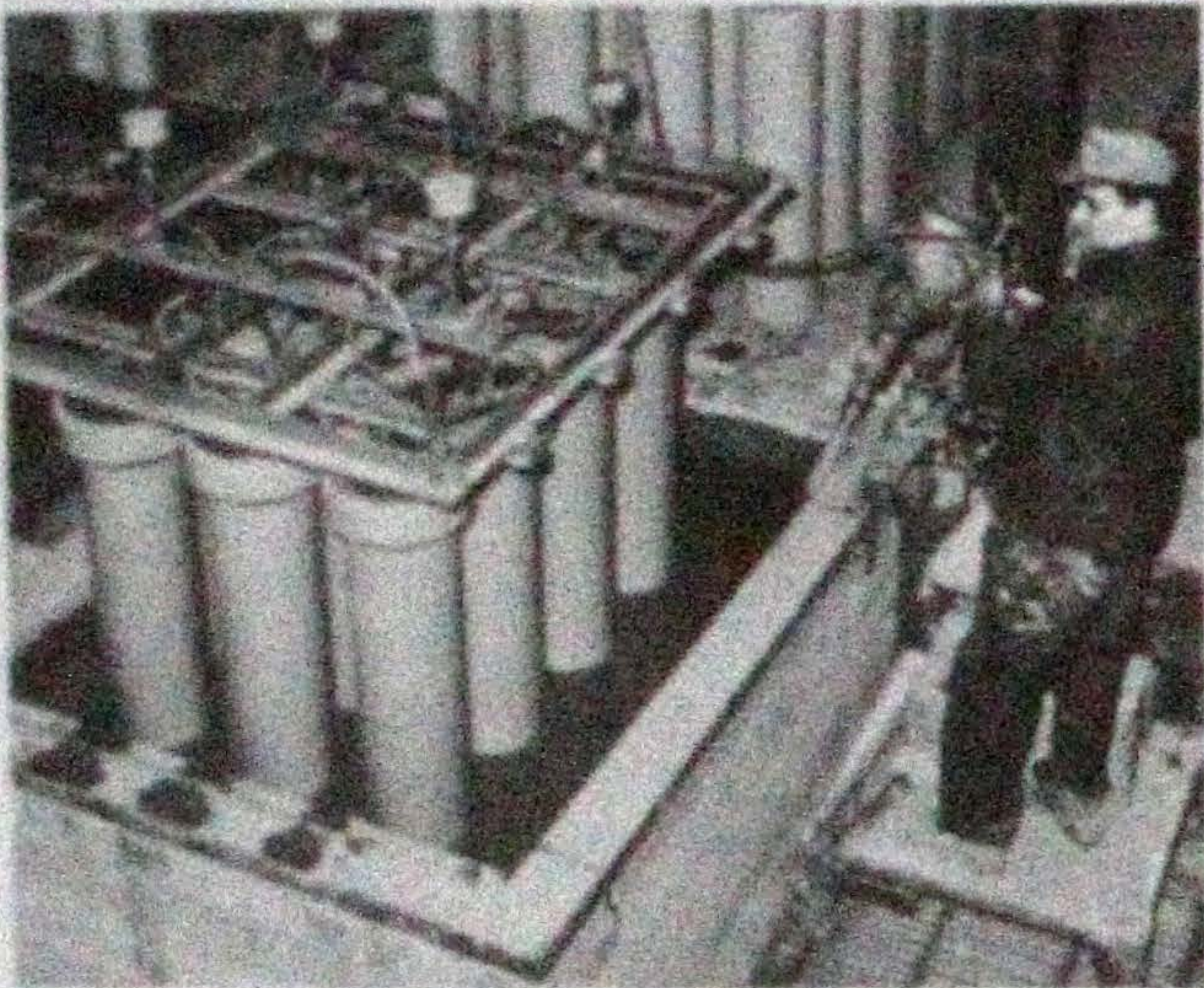


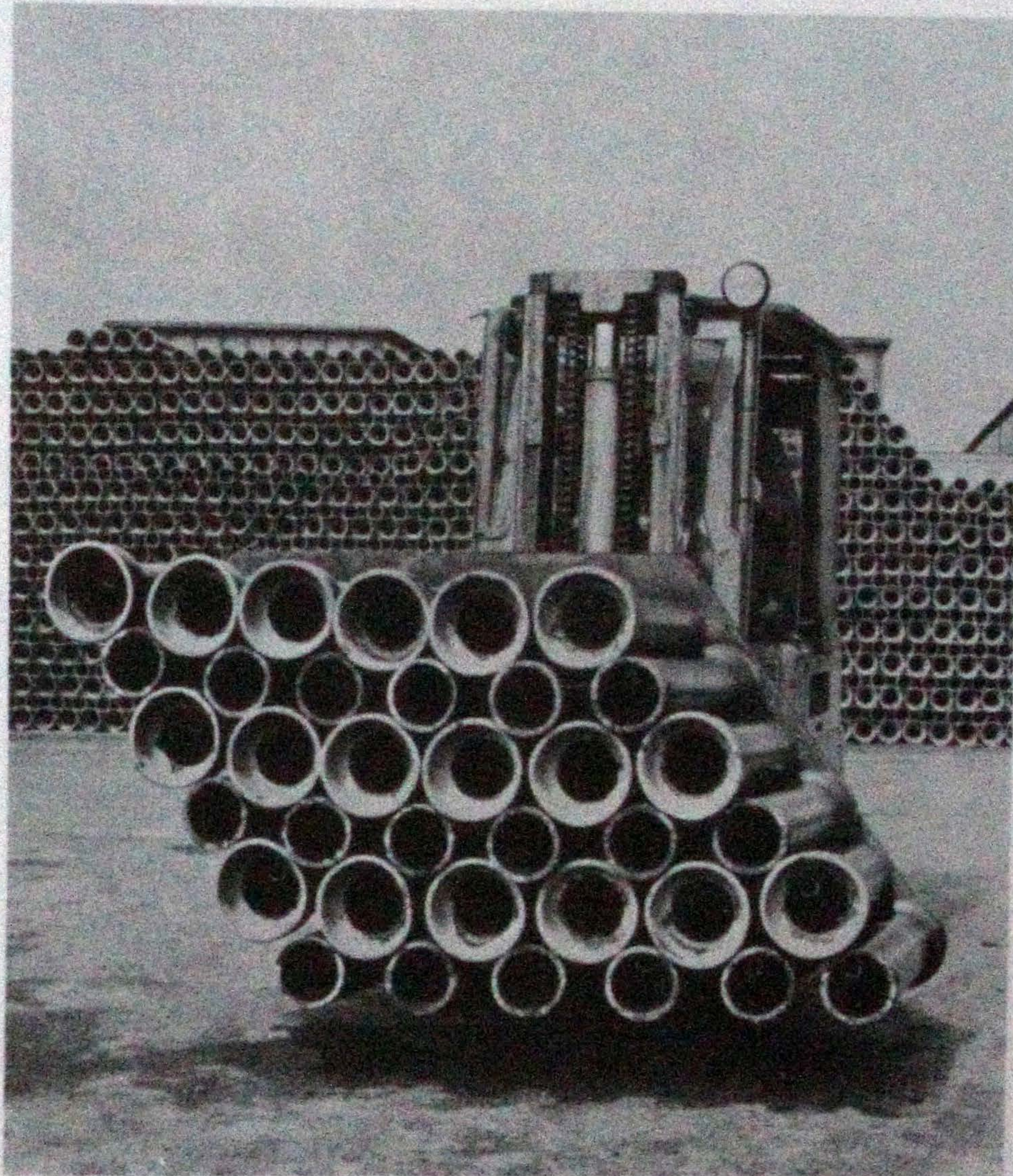
Der unverputzte Ziegel, meist in seinem Normalformat, wird bei vielen Sakralbauten Europas für modernste architektonische Lösungen herangezogen.





In der Tonwarenfabrik wurde seit ungefähr 1910 die Erzeugung von Steinzeugrohren vorgenommen; die Produktion erreichte noch im Jahr 1938 das Ausmaß von 8.000 Jahres-Tonnen. Der starke Bedarf im Zuge des Wiederaufbaues nach dem Zweiten Weltkrieg machte die Errichtung einer wesentlich größeren modernen Anlage notwendig, die eine Kapazität von rund 33.000 Tonnen aufweist.





In der Anlage werden Rohre und Formstücke in den Dimensionen 100 mm bis 400 mm erzeugt. Während bis vor kurzem die Normallänge 1 m betrug, wurde zur Verringerung der Verlegekosten und der Anschlüsse die Erzeugung von 1,5-m-Rohren aufgenommen. Die Herstellung von 2 m langen Rohren ist in Vorbereitung.

Die Qualität und Haltbarkeit der Steinzeugrohre ist durch den sehr harten und dichten Scherben sowie durch die Glasur gewährleistet. Eine automatische Glasurtauchanlage für alle Rohrdimensionen schaltet Handarbeit weitgehend aus. Die geformten Rohre werden automatisch auf Tunnelofenwagen gesetzt. Am Lagerplatz sorgen Gabelstapler mit Spezialgreifern für ein rasches und reibungsloses Manipulieren der Ware.



Um der Forderung der Bauwirtschaft nach möglichst kurzen Verlegezeiten nachzukommen, wurden Spezialdichtungen entwickelt, die die bisher arbeitsintensiven Dichtungsmethoden vermeiden. Steckkupplungen aus Spezialkunststoff werden bereits im Werk auf die Rohrmuffen und Spitz-Enden aufgebracht, so daß an der Baustelle nur mehr das Zusammenschieben von Spitz und Muffe erforderlich wird.



Bild 1 zeigt das Einbringen von „L“-Muffen in Rohre der Dimension 100 bis 150 mm, Bild 2 das Ausgießen der Kunststoffringe für die Steckmuffe „K“ für Rohre der Dimension 200 mm und darüber. Bild 3 zeigt die neuinstallierte Vermuffungsanlage in der Steinzeugfabrik.



Wegen seiner großen Beständigkeit wird Steinzeug immer mehr bei der Beseitigung aggressiver Abwässer verwendet. So wurde im März 1969 in Graz der hunderttausendste Meter Steinzeugrohr verlegt.

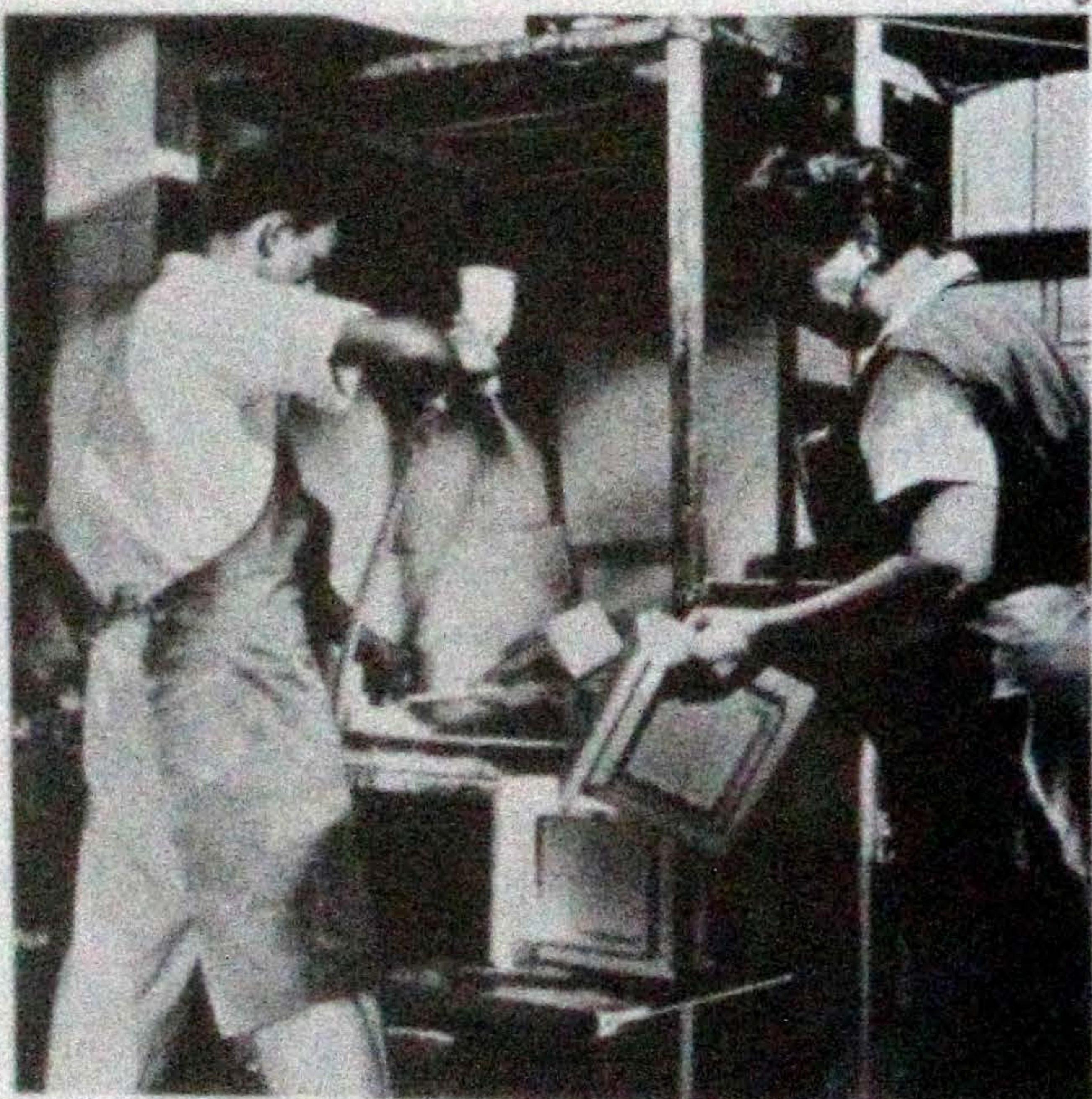




Das Produktionsprogramm für Ofenkacheln und vorgefertigte Radiatorenverkleidungen weist ein reichhaltiges Sortiment an Kachelformen und Glasuren auf. Die Herstellung wurde von der früher arbeitsintensiven und große Geschicklichkeit erfordernden Handformerei auf moderne Gußverfahren umgestellt, wodurch die Erzeugung wirtschaftlicher gestaltet werden konnte. Da das Kachelmaterial in bestimmten genormten Größen hergestellt wird, ist es für die verschiedensten Heizungssysteme verwendbar.

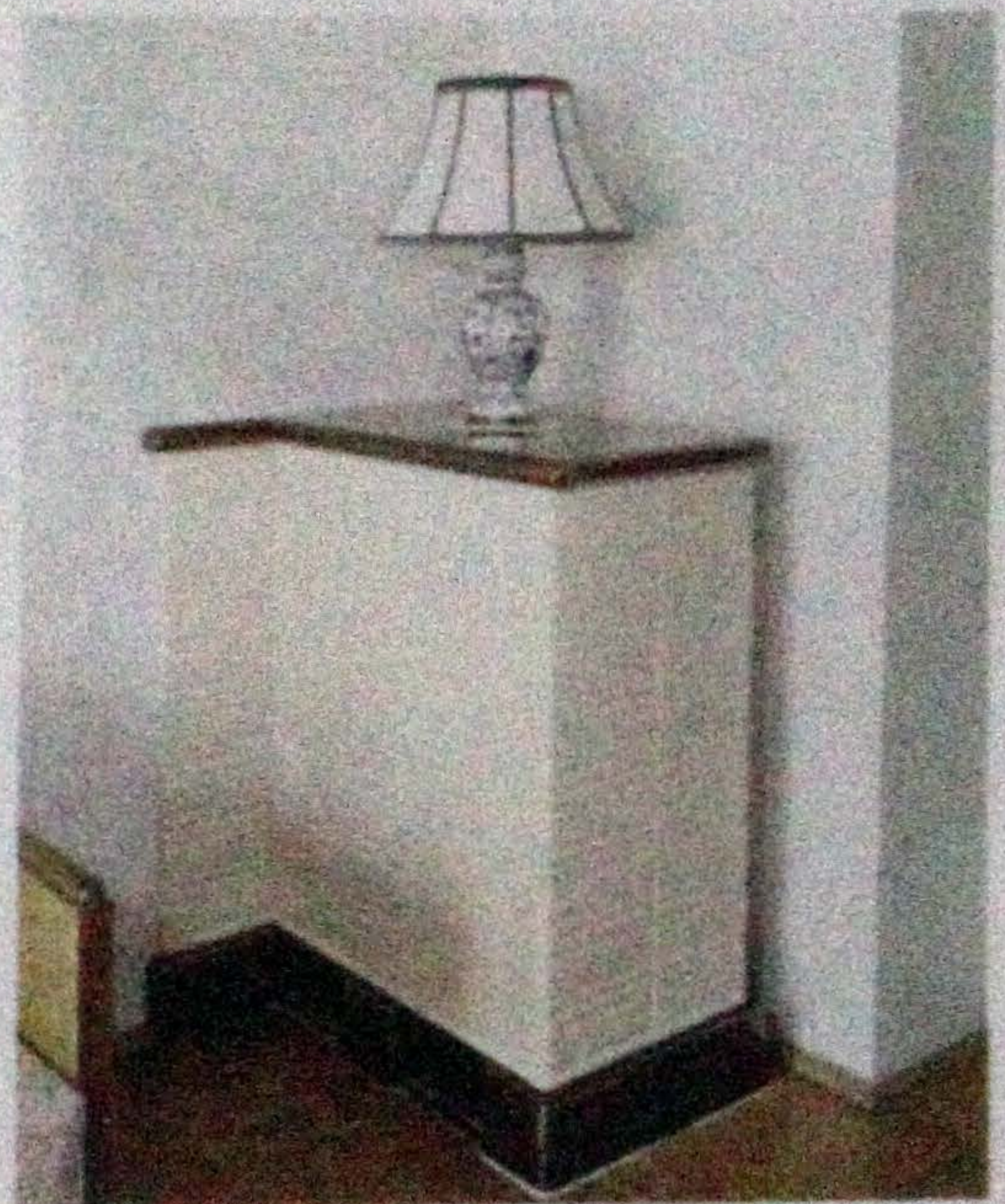
Ein mit Kachelware besetzter Tunnelofenwagen. (1)

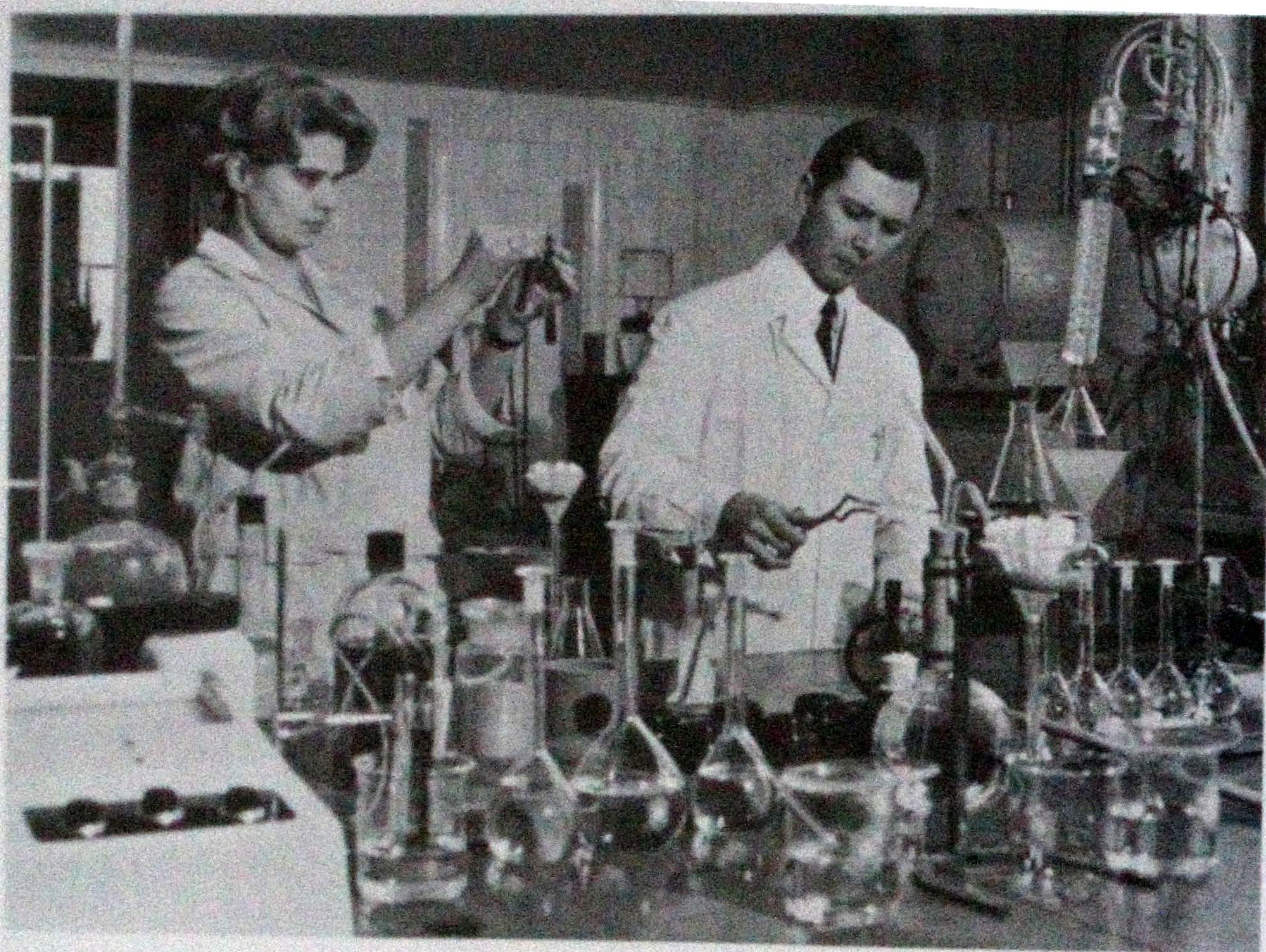
Gießen von Kachelzubehör. (2)
Aufbringen der Glasurmasse in der Spritzkabine, wobei durch das Spritzverfahren interessante Farbwirkungen erzielt werden können. (3)





Dem Hafnermeister, der das Setzen der Öfen oder Kamine vornimmt, ist jede Gestaltungsmöglichkeit gegeben.
Zwei Typen aus der reichhaltigen Mustersammlung ausgeführter Heizobjekte.





In der Tonwarenfabrik besteht ein Betriebslabor, das mit verschiedensten Aufgaben auf dem Gebiete der Forschung, Entwicklung und Qualitätskontrolle befaßt ist. Hier werden die ständigen Rohmaterialkontrollen und Prüfungen der in der Tonwarenfabrik und den übrigen Werken hergestellten Fertigprodukte vorgenommen.

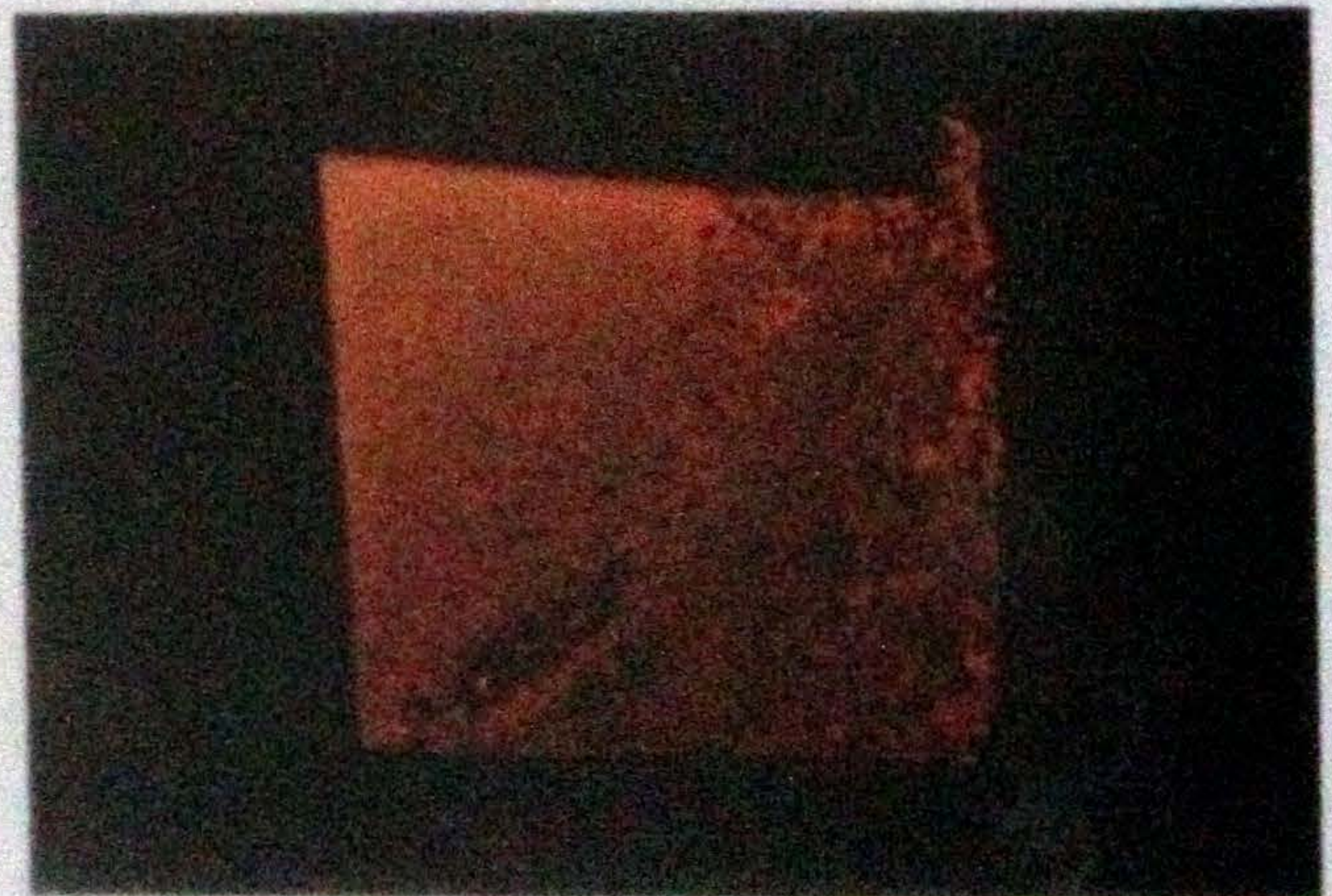


Leca, der Baustoff von morgen, für den Bauherrn von heute.



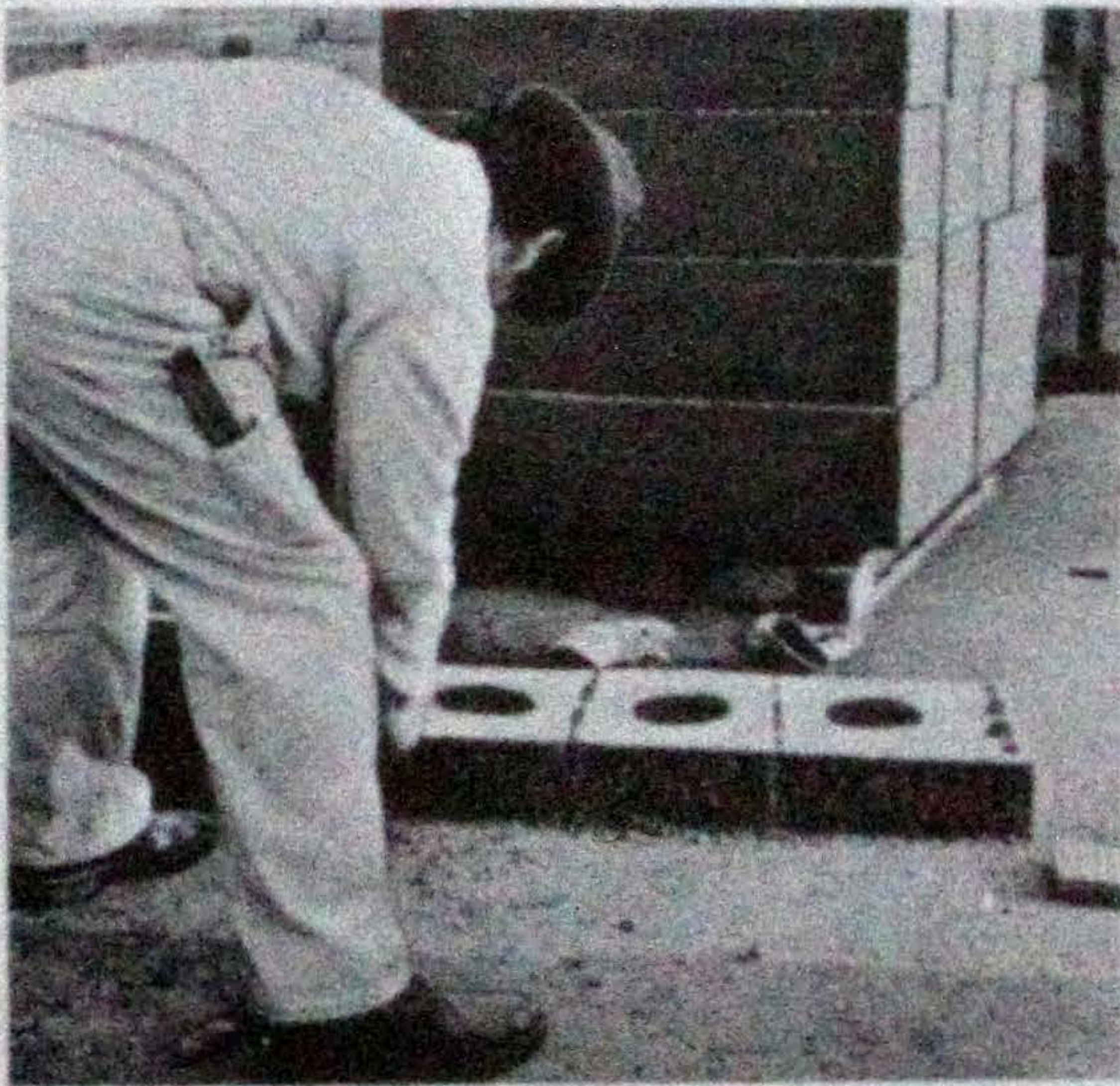
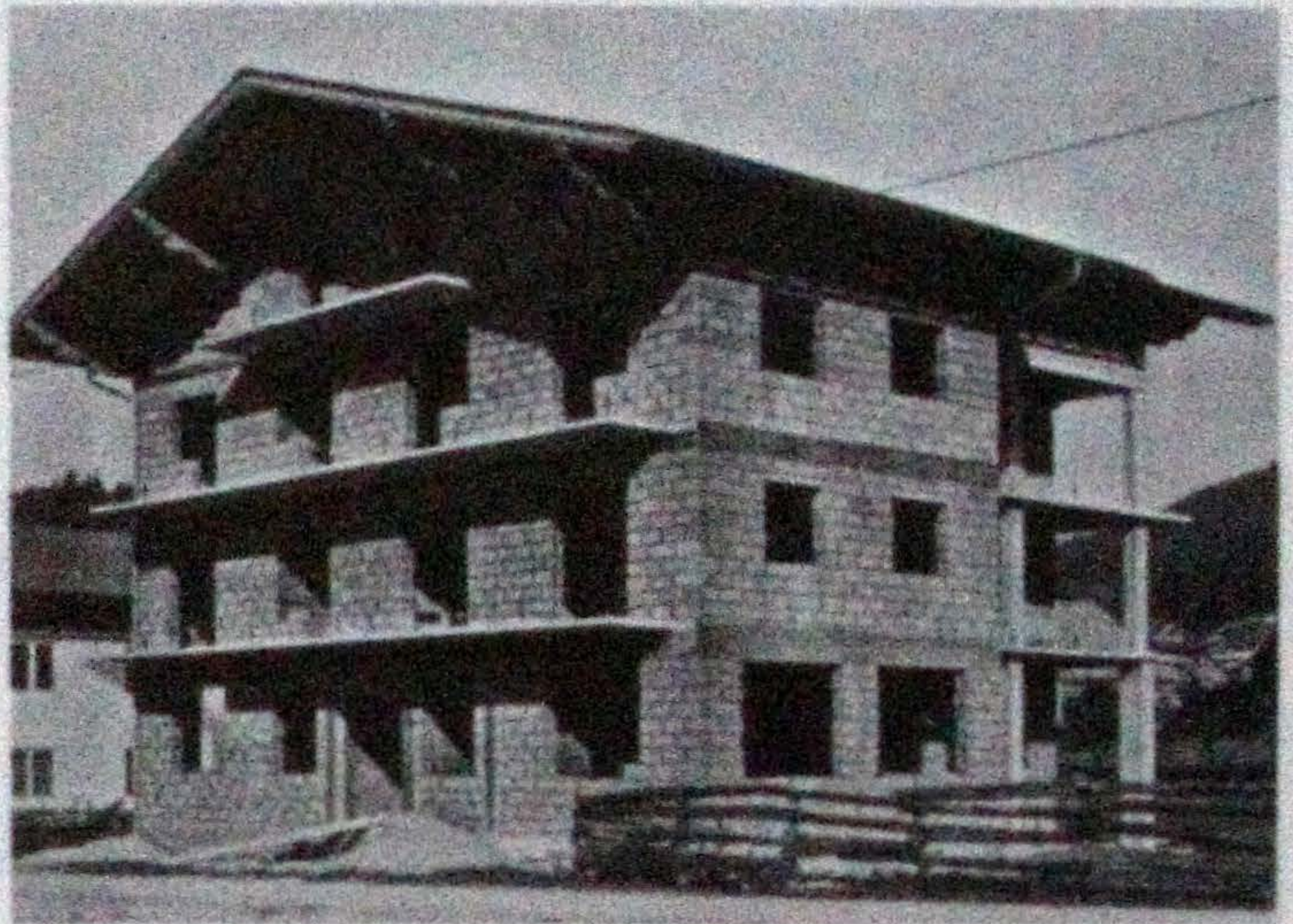
Im Jahr 1961 wurde in Fehring in der Oststeiermark ein Leca-Werk errichtet. Leca (Light expanded clay aggregate) ist ein nach einem dänischen Verfahren hergestelltes Blähtonprodukt, das in Drehrohröfen gebrannt und sodann in verschiedene Korngrößen sortiert wird.

Leca-Werk Fehring, im Jahr 1967 auf die doppelte ursprüngliche Jahreskapazität von nunmehr 240.000 m³ vergrößert.



Blick in einen der Drehrohröfen.

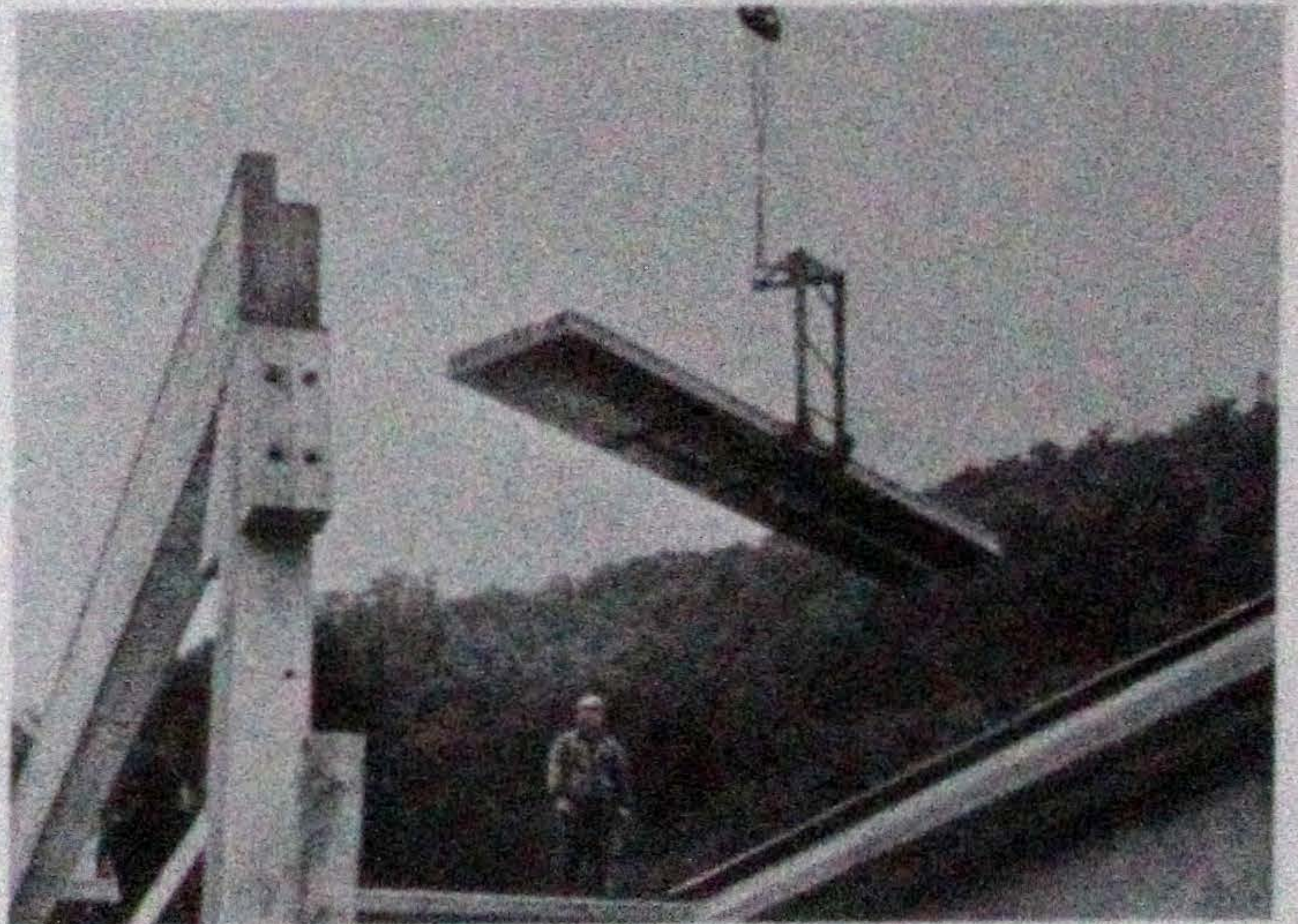
Wohnhaus aus Leca-hohl-Patentsteinen.



Lecamin-Patentsteine für den Rauchfangbau.

Leca ist ein qualitativ hochwertiger Zuschlagstoff, der vor allem in der Betonsteinindustrie eingesetzt wird. Der Bauwirtschaft steht ein reichhaltiges Steinprogramm zur Verfügung, welches ein vielseitiges Anwendungsgebiet ermöglicht und auf bautechnische Spezialanforderungen Bedacht nimmt.

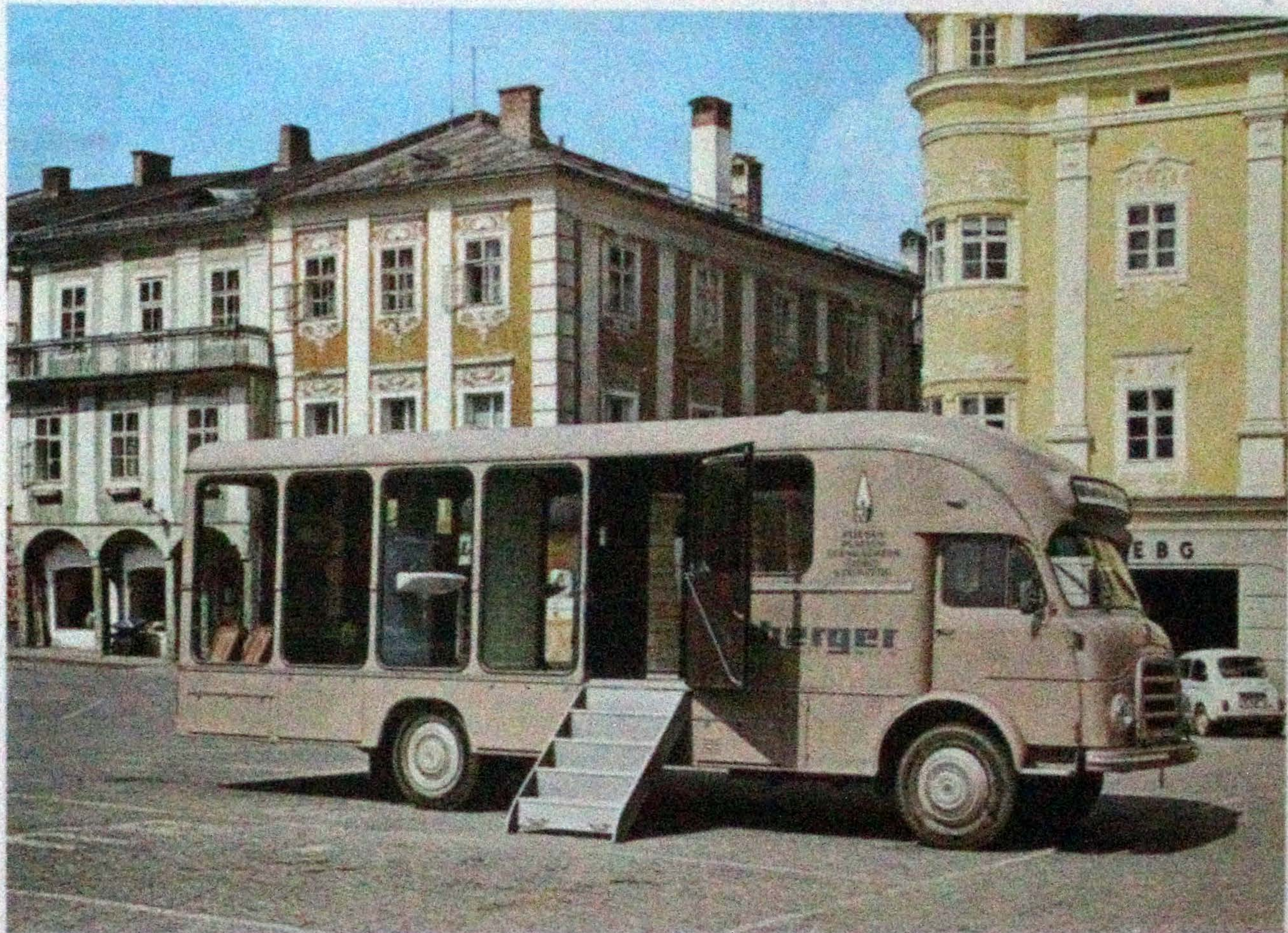
In jüngster Zeit hat Leca ein stark expandierendes Einsatzgebiet im konstruktiven Leichtbeton gefunden.





Die Wienerberger ist im Rahmen ihrer verkaufsfördernden Maßnahmen auf Messen und Ausstellungen in ganz Österreich vertreten. Auf der Wiener Messe besitzt die Gesellschaft neben ihrem Hauptpavillon weitere Ausstellungspavillons für Leca, Steinzeug und für das Verkaufsprogramm der Tonwaren-Gesellschaft m. b. H., außerdem besteht ein Ziegel-Informationsstand und ein Sonderstand für Ziegeldecken.





Für kleinere Veranstaltungen, wie sie in vielen Bundesländern aus bestimmten Anlässen abgewickelt werden, steht der Wienerberger ein Werbeautobus zur Verfügung, der auf Grund seiner leicht auswechselbaren Einrichtung für die verschiedensten Erzeugnisse der Wienerberger und ihrer Tochtergesellschaften herangezogen werden kann. Ein Beratungsdienst ist dem Werbebus angeschlossen.

Auch auf der Grazer Südost-Messe besteht ein Dauerpavillon, der von der Wienerberger und ihren Tochtergesellschaften, vor allem von der Österr. Steinzeug-Vertriebsgesellschaft m. b. H. und der Österr. Leca Gesellschaft m. b. H., beschickt wird.

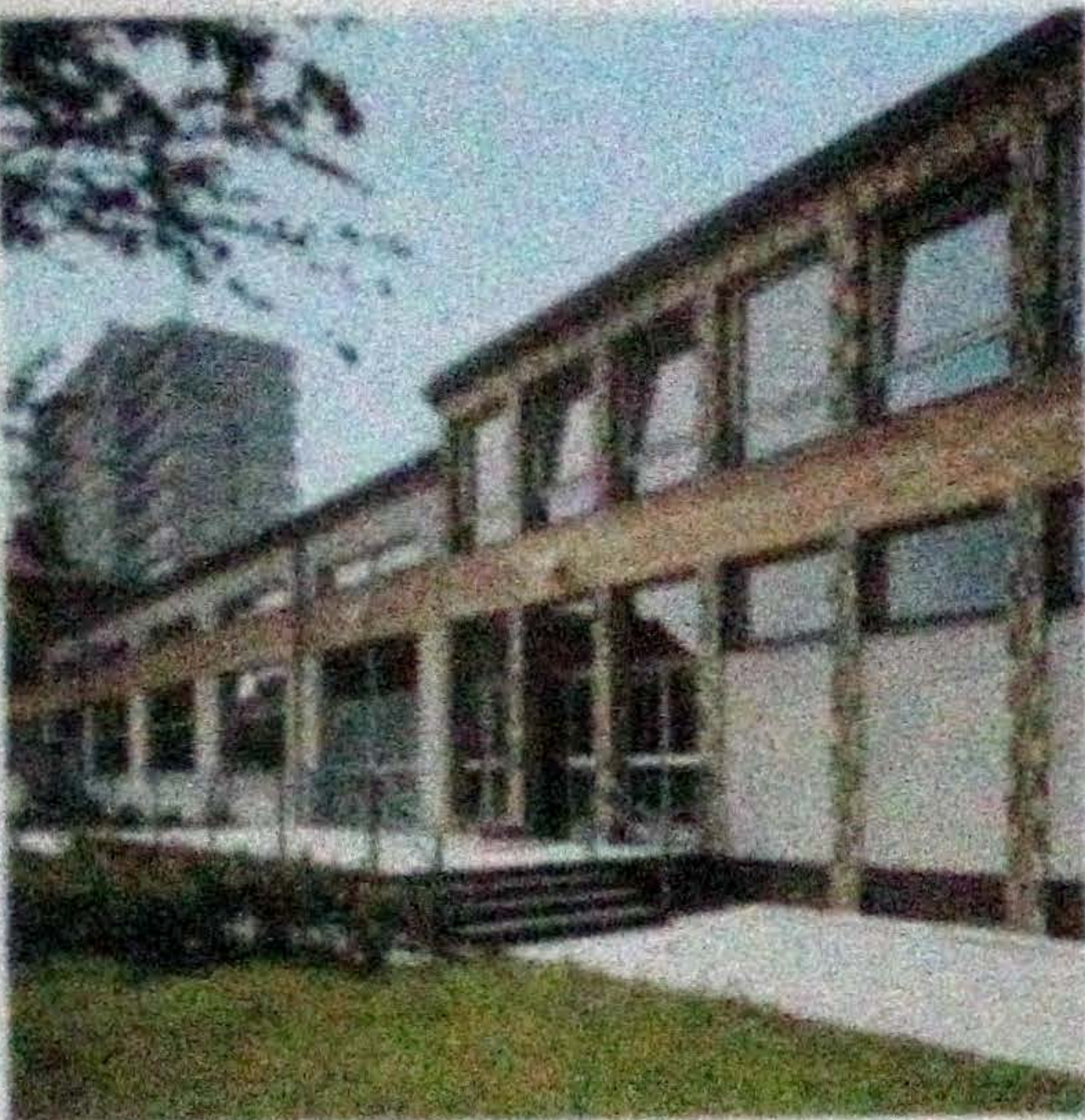
Die Wienerberger und ihre Mitarbeiter

Genauso wie die Produkte der Wienerberger mit jenen von anno dazumal nicht mehr allzuviel zu tun haben — sind auch die Menschen, die sie schaffen, anders geworden. Sie leben anders, sie arbeiten anders, sie haben andere Ansprüche und werden anders betreut.

Die gefürchtete Schwerarbeit in Hitze und Staub, die Arbeitslosigkeit in den Wintermonaten — all das sind böse Erinnerungen der Ältesten. Der Ziegeleiarbeiter von 1969 verfügt über einen Arbeitsplatz, der nach arbeitshygienischen Gesichtspunkten eingerichtet ist. Die seinerzeit üblich gewesenen Ringöfen sind durch Tunnelöfen ersetzt worden, zweckmäßig angelegte Trocknereinrichtungen verkürzen die Transportwege, automatische Transportanlagen erleichtern die Arbeit.

Sozialpädagogik wird groß geschrieben bei der Wienerberger, die dabei von der Gemeinde Wien tatkräftig unterstützt wird. So konnte unter der Patronanz der Volkshochschule Favoriten am Wienerberg ein Kulturreferat geschaffen werden, das besonders von der jüngeren Arbeitergeneration eifrig in Anspruch genommen wird. Es gibt Betriebsbibliotheken am Wienerberg und in der Tonwarenfabrik, die ständig erweitert werden. Diskussionsabende und Vorträge werden veranstaltet, und das Kulturreferat ist auch beratend tätig; nicht nur im Hinblick auf eine sinnvolle Freizeitbeschäftigung, sondern für alle Bereiche des Lebens. 1951 wurde erstmals nach schwedischem Vorbild eine sogenannte Arbeiterwinterschule ins Leben gerufen, in deren Rahmen jährlich rund 30 Arbeiter ein einwöchiges Seminar besuchen, für das sie freigestellt werden. Die dort behandelten Themen gehen vom Betrieb als Mittelpunkt aus. Unter Mitwirkung hervorragender Fachkräfte werden soziologische, volkswirtschaftliche und bauwirtschaftliche Fragen, kommunale Probleme und kulturelle Belange behandelt.

Der Belegschaft stehen ein Betriebsarzt und eine Krankenschwester zur Verfügung, im Sozialgebäude der Tonwarenfabrik ist der zentrale Werksküchenbetrieb für das gesamte Unternehmen untergebracht, der ständig vom Betriebsarzt kontrolliert wird. Alle Betriebe und Dienststellen der Gesellschaft, von Hen-



nersdorf und Vösendorf bis zu einem Bahnmagazin am Franz-Josefs-Bahnhof, werden von hier aus mit stark verbilligten Mahlzeiten versorgt. Überdies stehen Kantinen am Wienerberg und in der Tonwarenfabrik zur Verfügung, in denen vor allem auch alkoholfreie Getränke zum Selbstkostenpreis abgegeben werden.

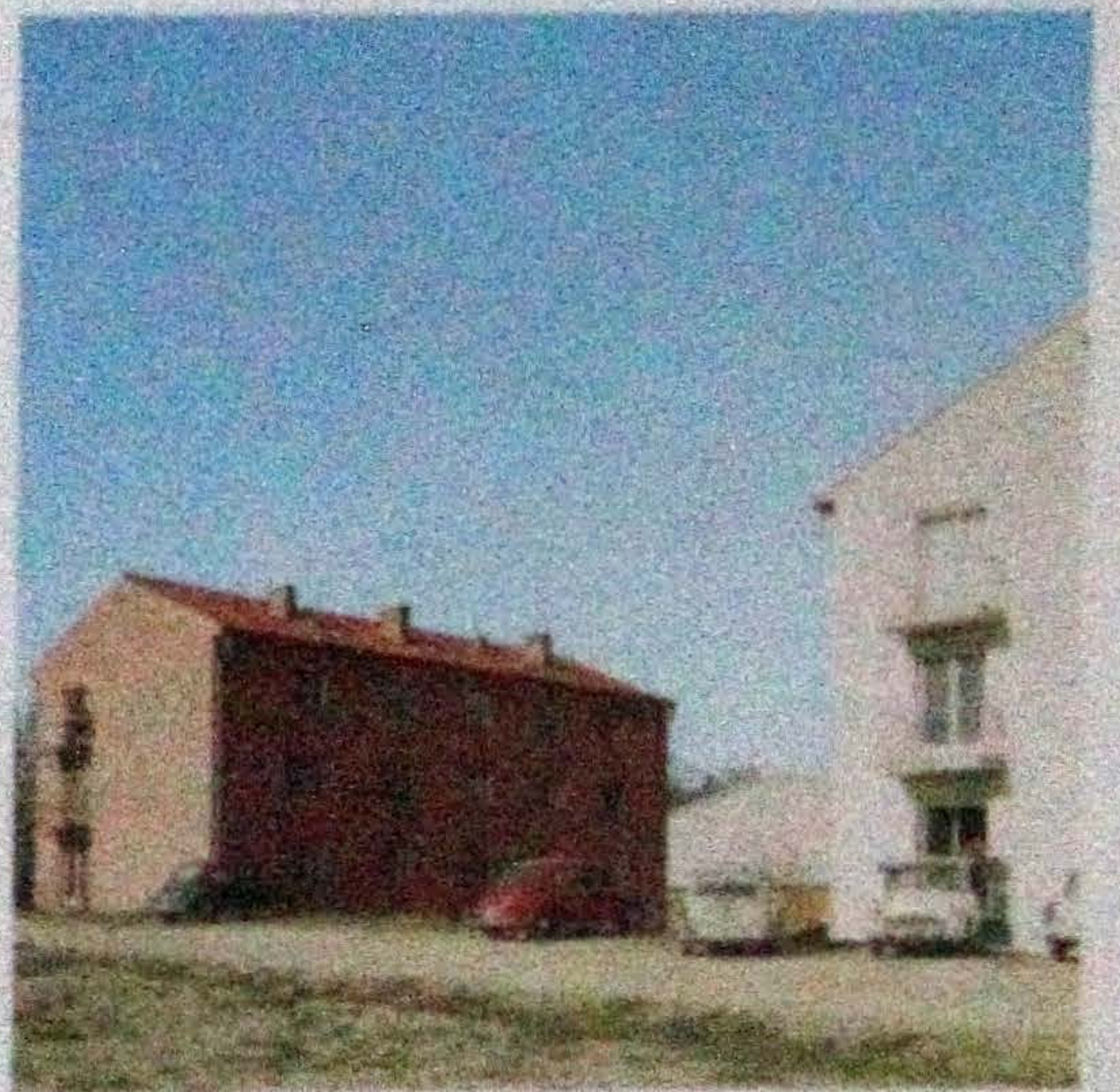
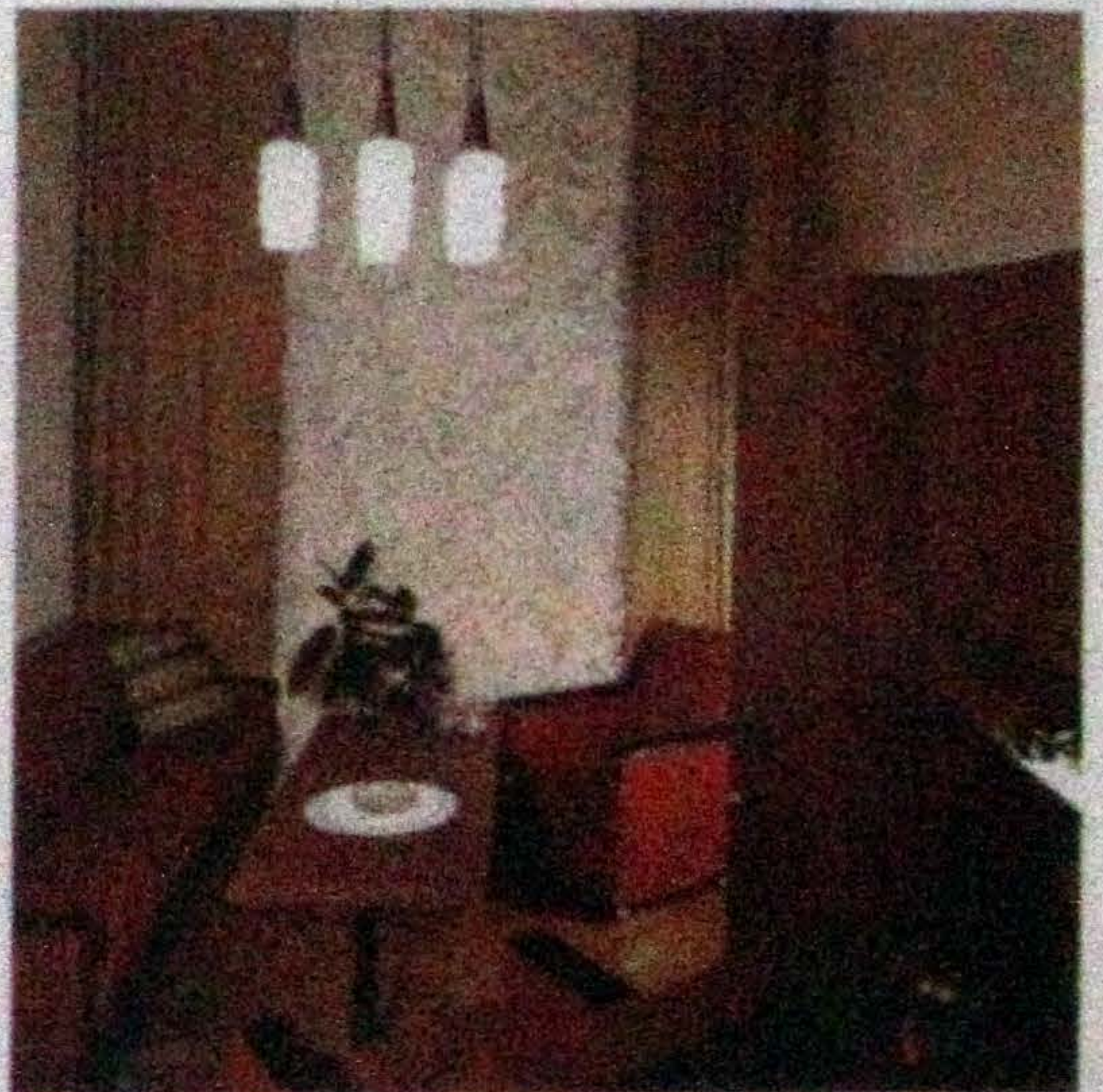
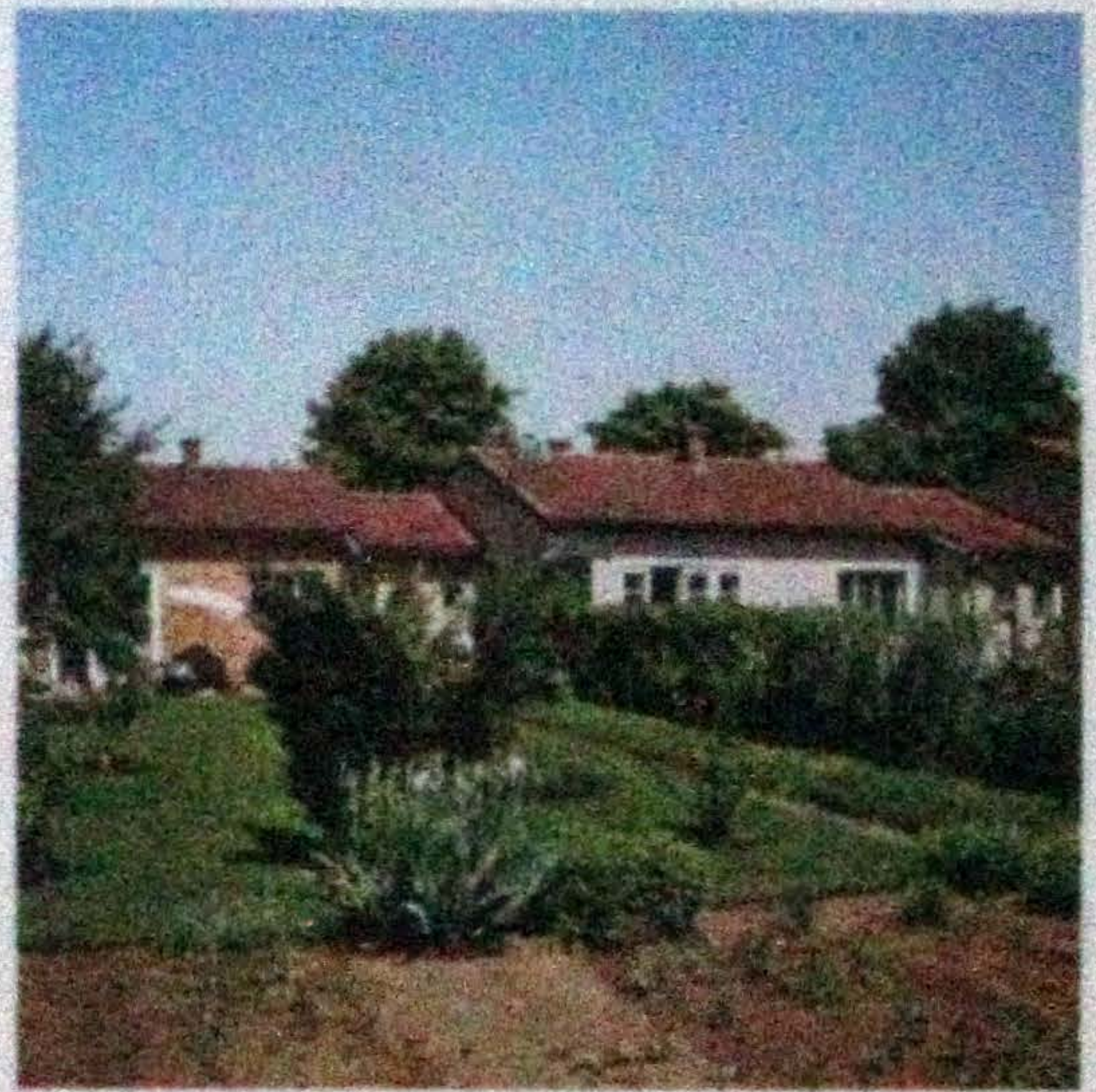
Das Kulturreferat hat mit Hilfe der Unternehmensleitung einige Musterwohnungen eingerichtet und damit auf eine Hebung der Wohnkultur der Belegschaft eingewirkt. Mehr als 700 Familien wohnen derzeit in werkseigenen Wohnhäusern, für die Erhaltung und Sanierung der Dienstwohnungen werden alljährlich Millionenbeträge aufgewendet.

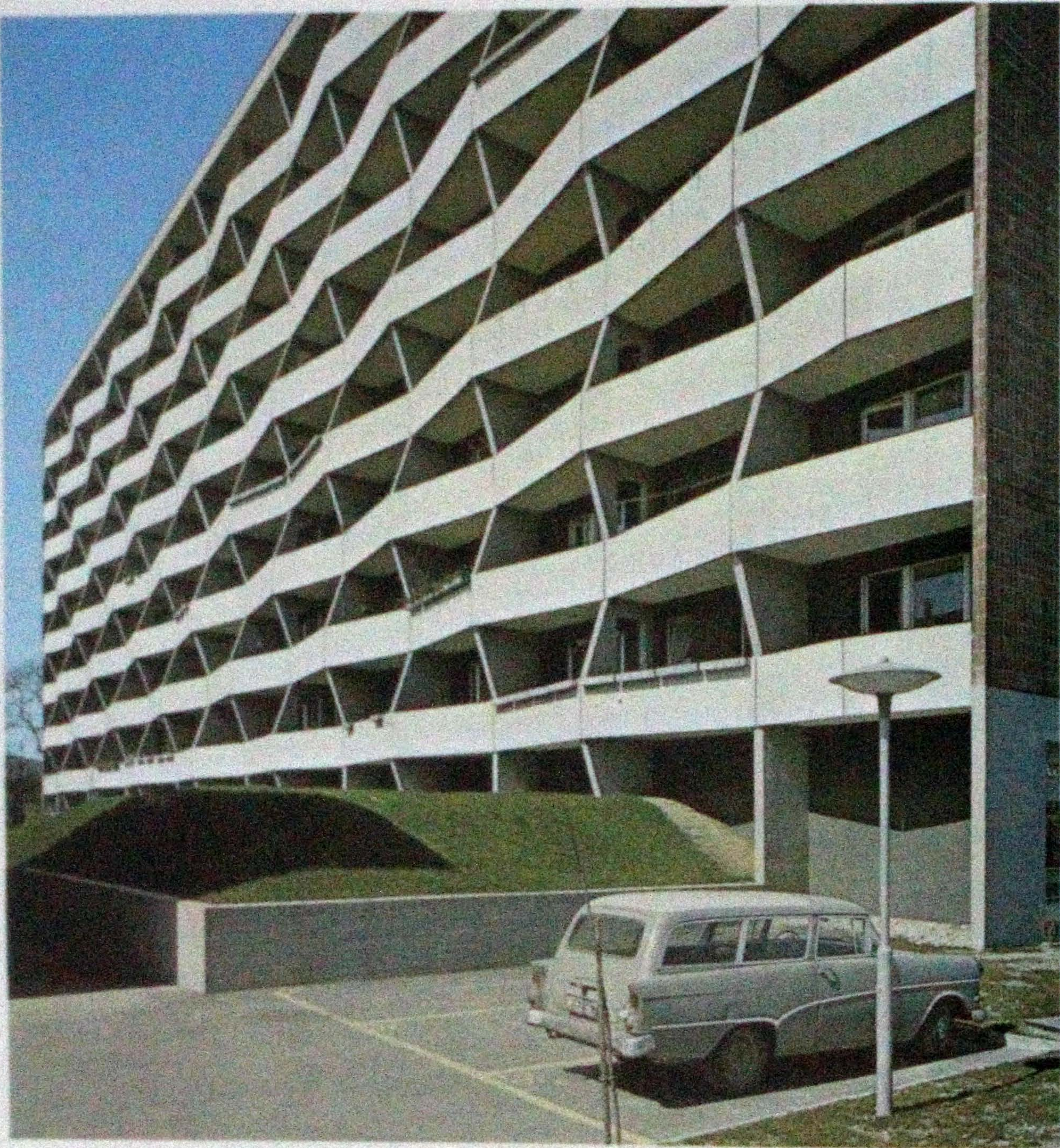
Und natürlich wird auch der sportlichen Betätigung der Belegschaft großes Augenmerk zugewendet. Die Sportvereine werden durch laufende Zuwendungen aus Betriebsmitteln unterstützt, es gibt eigene Sportplätze. Schließlich soll hier auch die Werkskapelle angeführt werden, die gleichfalls finanzielle Zuwendungen erhält.

Berufliche Weiterbildung ist ein Hauptpunkt im sozialpädagogischen Programm der Wienerberger. Ein Ausbildungsreferat sorgt für kontinuierliche innerbetriebliche Weiterbildungsmaßnahmen auf dem technischen und kommerziellen Sektor. Der Besuch externer Lehrveranstaltungen und Fachtagungen wird gefördert.

Ein beträchtlicher Anteil des freiwilligen Sozialaufwandes fließt der Pensionistenfürsorge zu. Arbeiter und Angestellte, die in den Ruhestand treten und eine mindestens 20jährige Betriebszugehörigkeit nachweisen können, erhalten Zuschüsse zu ihrer gesetzlichen Pension. Aus den laufenden Zuwendungen, die der Betriebsrat für die Durchführung von Ausflügen und Weihnachtsfeiern erhält, werden auch die Kinder der Dienstnehmer und die Pensionisten des Unternehmens beteiligt.

So zeigt sich in der „Sozialchronik“ des Unternehmens der Wandel, den die Wienerberger im Laufe ihrer Geschichte durchgemacht hat. Der Ziegeleiarbeiter von 1969 zählt zu den bestbezahlten Industriearbeitern. Aus dem „Ziegelböhm“ ist ein selbstbewußter Staatsbürger geworden, der seinen Arbeitsplatz zu schätzen weiß, der sich aber auch bewußt ist, daß man seine Leistung schätzt und sie entsprechend bewertet.





Wohnhausanlage in Wien aus Ziegelfertigteilen nach dem System „FIORIO“. Moderne Gestaltungsmöglichkeiten sind in dieser Bauweise gegeben.

I. Schon die alten Römer?

„Schon die alten Römer . . .“ Von Rechts wegen müßte die Chronik des Ziegelmachens mit jenem trivialen Satz beginnen, der 99 von 100 historischen Berichten als Einleitung vorangestellt wird — notabene im Fall des Ziegels solche Ouvertüre sogar stimmen würde. Haben wir nicht schon in der Volksschule gehört, daß auf Wiener Boden römische Ziegel gefunden wurden?

Doch es hat nicht in Roma antiqua begonnen, sondern viel früher und anderswo: am Nil nämlich. Und auch erst, als die Menschen längst sesshaft geworden waren. Nomadenstämme brauchen weder Stein noch Holz noch Lehm zum Bau ihrer Wohnstätten, Jäger und Hirten begnügen sich mit Höhlen und Laubhütten, mit Zelten aus Tierhaut oder dem Sternenhimmel als Dach. An der Wiege abendländischer Zivilisation und Kultur sind auch die ersten Ziegel gefertigt worden: Der Nilschlamm lieferte den Rohstoff für luftgetrocknete Bausteine, auch im Zwischenstromland, diesem uralten Kulturboden an Euphrat und Tigris, gab es Schwemmaterial in Hülle und Fülle.

Die Menschen formten ihre Bausteine aus Lehm und ließen sie trocknen. Bis dann — niemand weiß, wann, niemand weiß, wieso — der Zufall, dieser ewige Helfer menschlichen Erfindungsgeistes, seine Unterstützung gewährte: Die ungebrannten Bausteine kamen mit Feuer in Berührung. War es in einer gebrandschatzten Siedlung, war es am Lagerfeuer, in den Flammen eines vom Blitz heimgesuchten Hauses? Durch Zufall gebrannt, verfärbt, gehärtet, war der Ziegel geboren.

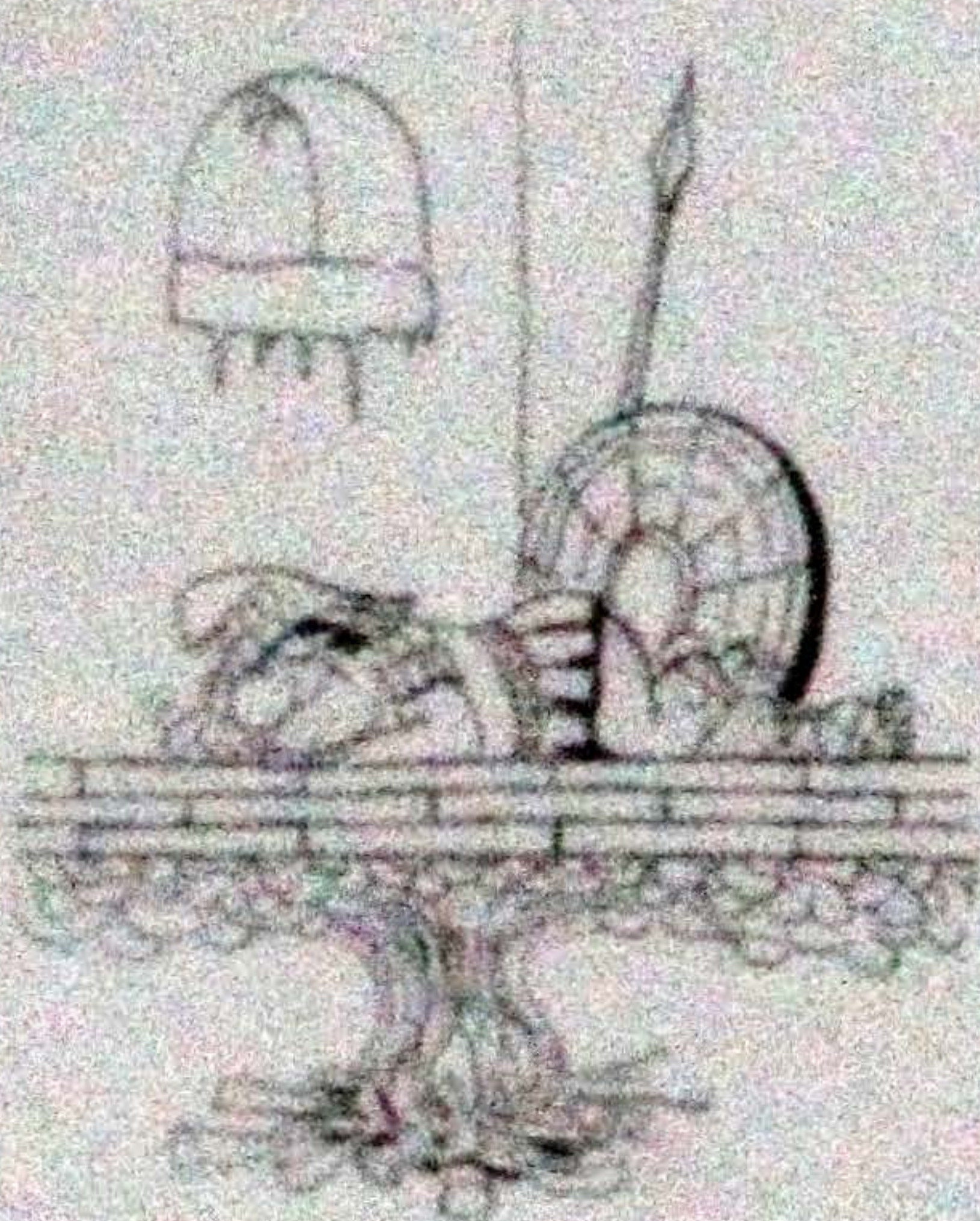
Um 4000 v. Chr. schon hat man in Ägypten und in Mesopotamien solche gebrannte Ziegel verwendet, 1000 Jahre später wurde dieser Baustoff bereits verziert, gefärbt, glasiert. Der Ziegel war zur Selbstverständlichkeit geworden.

„Schon die alten Römer . . .?“ Gewiß, jetzt soll auch von ihnen die Rede sein. Denn ihre Ziegelbauten waren Meisterwerke der Architektur und der Ingenieurkunst. Die Griechen verwendeten lieber Marmor und Naturstein, sie benützten den Ziegel nur für Gewölbe, Bögen und Innenmauern; die Römer indes schufen Ziegelbauwerke, deren Reste wir noch heute bewundern. Sie konstruierten Aquädukte, bauten Kuppeln, errichteten überdimensionierte Heizanlagen — alles aus Ziegeln. Und sie brachten diesen Baustoff überdies selbst in die entferntesten Gebiete ihres Weltreichs: nach Germanien, nach Gallien, nach Britannien. Fröstelnde Legionäre wärmten sich in den rauen Provinzen des Nordens an Ziegelheizungen —

Am Nil begann es



Liebe und Ziegelei



ihre Reste sind heute noch imponierende Zeugen einer 2000 Jahre alten Wohnkultur.

Doch es waren in der Mehrzahl Zweckbauten, zu denen die Römer den Ziegel verwendeten. Eine ausgesprochene Backstein-Baukunst auch für Sakralbauten entwickelte sich später, im Mittelalter, ausgehend von Ravenna, der Lombardei, Frankreich sowie Nord- und Nordwestdeutschland. Zum Massenbaustoff ist der Ziegel freilich erst geworden, als die maschinelle Herstellung die Großproduktion garantieren konnte. Da prägte der Ziegelrohbau ganze Landschaften, wurde typisch für Skandinavien, Holland, Belgien, Nordwestdeutschland.

Auch in unseren Breiten sind, freilich weitaus seltener, imponierende Ziegelrohbauten zu finden: in Wien etwa sind das Arsenal, die Roßauer Kaserne, die nach dem Schleifen der Stadtmauern und der Stadterweiterung errichteten Kirchen der Gründerzeit Beispiele solchen Stils.

Wer formte, brannte, verwendete die ersten Ziegel? Wer also war der erste Ziegelmacher? Euryalus und Hyperbius, wenn man Plinius dem Älteren glauben darf, zwei Brüder, die — so schrieb der berühmte römische Naturhistoriker — in Athen die erste Ziegelhütte einrichteten. An sie scheint die Kunst direkt von Vulcanus und Cupido, den beiden Göttern, weitergereicht worden zu sein: Denn eineinhalb Jahrtausende nach Plinius schrieb Thomas Garzonus anno 1641 in seinem Werk „Piazza universale“: „Dem Vulcano wird von den heydnischen Poeten die Erfindung des Fewers, Aessen vnd Ofen zugeschrieben: wie Cupidini, dem Sohn Veneris, des brennende Feuer und hitzige Ofen der liebe. Desshalben sich auch die Kalckbrenner, welche nicht mit geringem Feuer vnd Ofen vmbgehen, zurühmen, daß sie zween solche Götter zu Anfängern ihres Handwercks haben ... Was aber ihre Arbeit und Vbung anbelangt, brennen sie nicht allein Kalck, sondern auch allerhand Ziegeln, beydes zum mauren und zum decken.“

Wer hätte gedacht, daß solcherart sogar Liebe und Ziegelei gleichsam unter eine Decke gebracht werden konnten? Schade nur, daß die Wahrheit viel, viel prosaischer ist. Daß die ersten Ziegelmacher vielmehr — so scheint es wenigstens — Bauern waren und die Ziegelei eine Art landwirtschaftlicher Nebenbetrieb. Als dann der Bedarf wuchs, spaltete sich die Ziegelmacherei als selbständiges Gewerbe ab, schälte sich überdies mehr und mehr aus dem dörflichen Leben und fand ihren Standort in der Stadt.

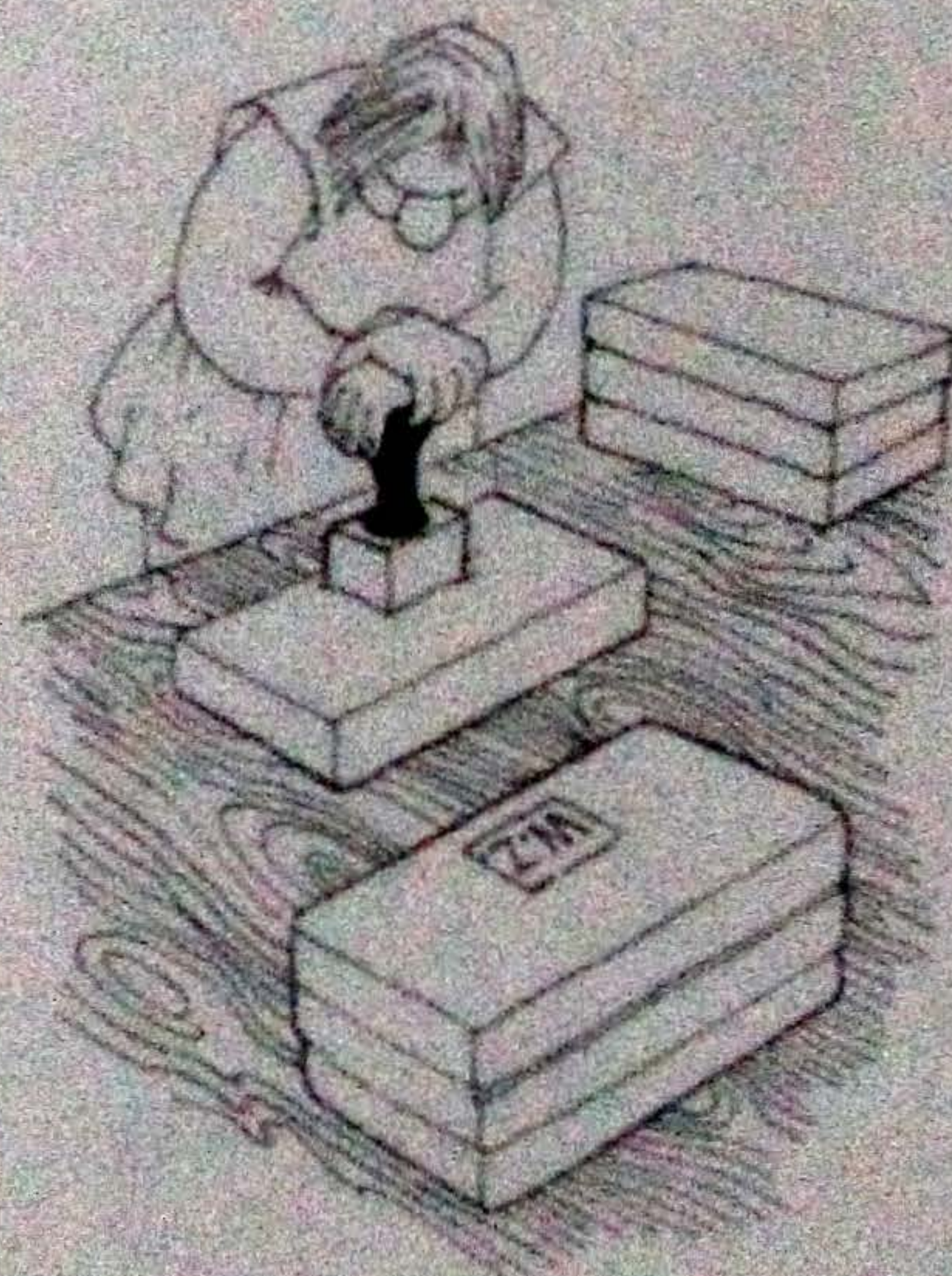
Es war eine Art städtisches Gewerbe — denn nur in den Großsiedlungen gab es ziegelgedeckte Dächer, nur der Magistrat konnte es sich leisten, Ziegel gleichsam en gros produzieren zu lassen. So waren die ersten städtischen Ziegelhütten Gemeinschaftsbetriebe der Stadt, und florierende auch noch dazu: Der Ziegelmacher gewann steigendes Ansehen, erhielt in Straßburg beispielsweise „12 Pfund Pfennige, 14 Ellen Tuchs und Futtergeld“ jährlich. Stolz vermerkten die Ziegelmeister ihre Initialen oder ihr Wappen mit Hilfe von Stempeln auf ihren Produkten und folgten damit dem Beispiel, das bereits die Römer gegeben hatten und das sich dann fortsetzen läßt bis herauf in die Gegenwart.

Der Stolz der Ziegelmeister war berechtigt: Umfassende Kenntnisse, große Verantwortung und reiche Erfahrung zeichneten die Männer aus, die den Stein formten und brannten. Es mag sie geschmerzt haben, daß sie es dennoch nie zu einer eigenen Zunft brachten: Als sich die Handwerker zusammenfanden, waren die Ziegelmacher gewissermaßen städtische Angestellte. Und als sie endlich „bürgerliche Unternehmer“ waren, präsentierten sich die Zünfte bereits als erstarrte Vereinigungen, die nicht mehr elastisch genug waren, um sich neuen Handwerksformen anzupassen. Die Folge: Man preßte — etwa anno 1501 in Luzern — die Ziegelmacher in die sogenannte „Safran-Zunft“ und fabrizierte solcherart ein originelles Konglomerat, dem Kaufleute, Zimmerer, Steinhauer, Maurer, Drechsler, Hafner — und natürlich die Ziegler — angehörten.

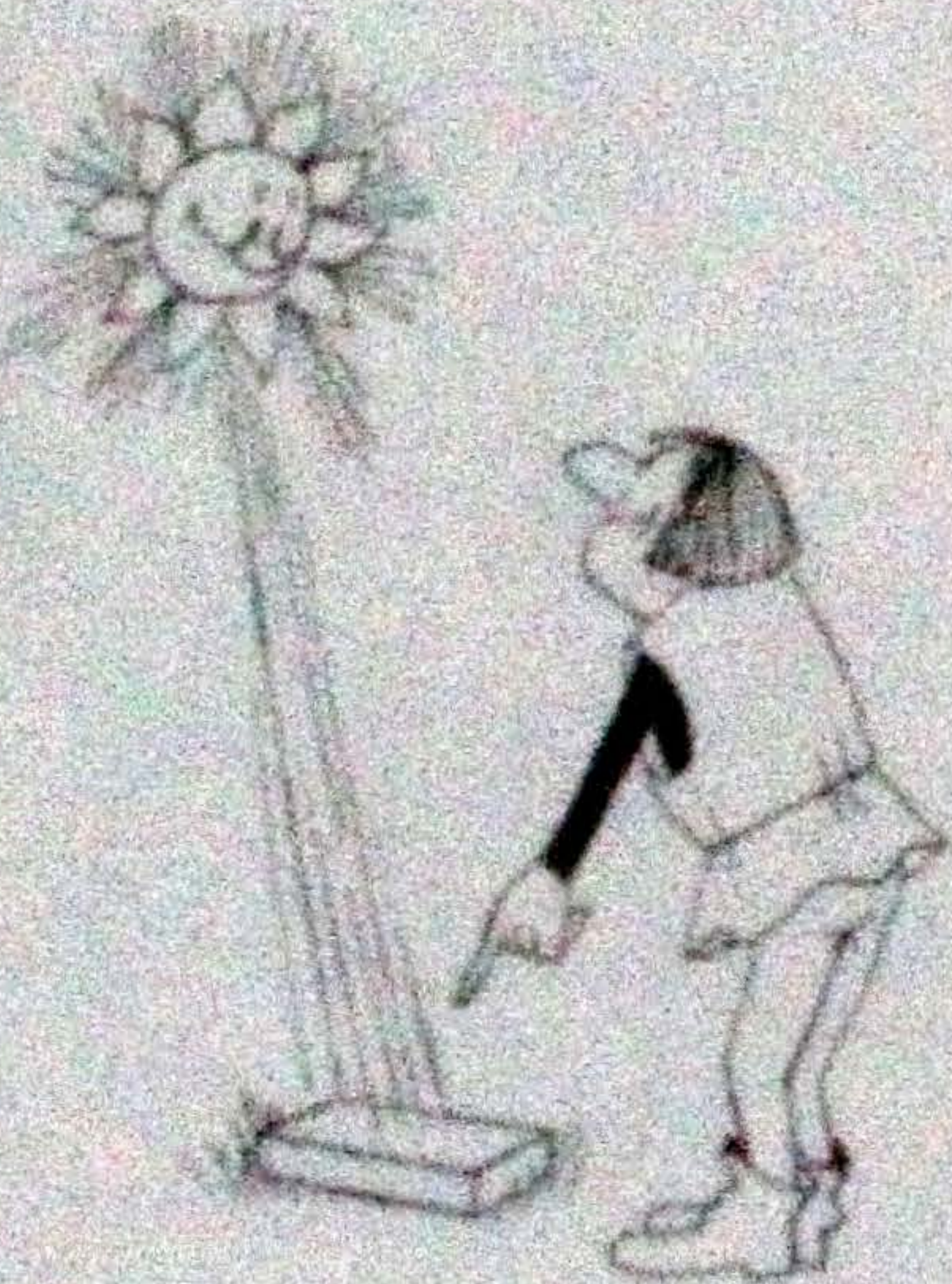
Was Wunder, daß die Ziegelmacher gleichsam ein Aschenbrödel-dasein im mittelalterlichen Genossenschaftswesen führten? Ihr Hans Sachs ist nie geboren worden, kein Meistersinger dichtete Lieder über sie, in der gesellschaftlichen Wertskala rangierten sie, einmal aus der Obhut des Magistrats entlassen, ziemlich weit unten. Trieb es sie deshalb zurück aufs Land? Tatsache ist, daß das Gewerbe wieder ins Dorf zurückkehrte, daß der Ziegler wieder in die dörfliche Gemeinschaft aufgenommen wurde. Jede ländliche Siedlung hatte bald eine oder mehrere Ziegelhütten — parallel dazu breitete sich auch die Verwendung von Ziegeln als Baustoff auf dem Lande aus.

Aber sie waren nach wie vor Handwerker, formten ihre Steine mit der Hand oder bestenfalls mit primitiven Geräten. Maschinen gab es noch nicht: Vielmehr „hat man sonderliche Formen oder Ramen / in Länge und Breyte / wie man die Ziegel haben will / darin solcher Leimen (Lehm) mit der Hand vnd mit Gewalt wird eingedrucket /

Hans Sachs gesucht



Vom Ziegelknecht zum Industriearbeiter



allda der Arbeiter alle Steinlein und Gestöpf / so er darinnen findet / fleissig muß herauß lesen: und geschiehet solche Arbeit auff einem Tisch oder Brett / darauff truckener Sand gestrewet / auff daß sich der Leth nicht anhänge. Wenn sie nun also formiret / stellet man sie an die Sonne / biß sie wol außgetrucknet / setzet sie hernach in den Ofen / welcher einem Kalckoffen fast gleicht." Also beschrieb der schon erwähnte Thomas Garzonus die zeitgenössische Ziegelmacherei. Sie ist bis tief hinein ins 19. Jahrhundert mehr oder weniger gleichgeblieben: Handarbeit, von Experten geleistet, in der gleichen Art, wie sie schon — jawohl, schon von den alten Römern geleistet worden ist.

Bis das industrielle Zeitalter auch dem Ziegelmacher jene Maschinen an die Hand gab, die es ermöglichten, die Massenproduktion aufzunehmen. Das Handwerk machte der Industrie Platz, der Meister wurde zum Unternehmer, der dörflich verwurzelte Ziegelknecht zum Industriearbeiter. Nie wäre es möglich gewesen, die in ganz Europa um sich greifenden Stadterweiterungen mit ihren gewaltigen Bauprogrammen durchzuführen, wenn nicht die industrielle Herstellung des Ziegels gewährleistet gewesen wäre. Im Schatten dieser Entwicklung verdämmerte das Zieglerhandwerk. Die neue Zeit war angebrochen.

Zwei Namen, ein Beruf: C. Valerius Constans und M. Antonius Tiberianus. Erraten: es sind Römer gewesen. Männer, die auf Wiener Boden Ziegel produzierten — damals, als noch der Marschtritt der Legionen zwischen Vindobona und Carnuntum hallte, als große Ziegeleien den Baustoff für Häuser und Lagerhallen der Soldaten lieferten, doch nicht nur dafür. Auch Gräber wurden aus Ziegeln gefertigt.

Constans und Tiberianus waren private Produzenten. Gleichzeitig gab es ärarische Betriebe, denn der Bedarf an Ziegeln war groß, und das Wiener Becken lieferte reichlich Rohstoff. „Tegel“, nennt man den Ton hierzulande, diese Ablagerung eines Meeres der Tertiärzeit, die stellenweise eine Tiefe von mehreren hundert Metern erreicht. In Hernals und am Wienerberg war er am reichlichsten vorhanden — so kam es, daß dort, wo sich heute die Kalvarienbergkirche erhebt, zur Römerzeit sich die größte und bekannteste Legionsziegelei befand. Backsteine mit den Stempeln der X., XIII. und XIV. Legion sind in dieser Gegend in reichlicher Zahl gefunden worden, auch Terrakotta-Figuren und diverses Tongerät. Diesen

Funden nach zu schließen muß die Ziegel- und Tonwarenproduktion vor 2000 Jahren hier überaus rege gewesen sein.

So rege wie später im Mittelalter, als sogar ein Nonnenkloster mit der Ziegelmacherei in Verbindung gebracht wurde. „Sorores de Ciegel oven de Wienna“ nannte man die Chorfrauen zu St. Maria Magdalena, besser bekannt freilich waren sie als „Nonnen bei den Ziegelöfen vor Schottentor“ — denn in dieser Gegend sind im 13. Jahrhundert zahlreiche Ziegelbrennereien beheimatet gewesen.

Von einem dieser Öfen ging 1276 ein verheerender Brand aus, der auf die ganze Stadt übergriff. Sicherer, weil weiter von Alt-Wien entfernt, schienen die Ziegeleien in der „Laimgruben“. Die Ansiedlung verdankte ihren Namen dem Leimboden zwischen dem linken Wienufer und der heutigen Mariahilfer Straße. Meister Niclas, aus Heiligenkreuz nach Wien gekommen, besaß dort große Anlagen, ebenso wie der 1306 urkundlich erwähnte „Chvnrat der Cyegel-prenner“ und Frau Margarete Mondschein, deren Ziegelwerkstätte anno 1408 Dachziegel für den Stephansdom lieferte.

Der Dom erwies sich überhaupt als Auftraggeber Nummer eins für die Ziegelmacher von anno dazumal. Ein Scharfenperger, ein Ramperstorffer — aus der Familie des hingerichteten Wiener Bürgermeisters — arbeiteten für St. Stephan, während die anderen Kirchen und vor allem auch die Wohnhäuser den Schindelmachern Brot gaben. Erst relativ spät, nach großen Feuersbrünsten, die den Wert der Dachziegel gegenüber den Schindeln eindrucksvoll bewiesen hatten, konnte sich der Ziegel als Dachdeckmaterial durchsetzen. Ziegelböden, Ziegelmauern waren damals weitaus häufiger: 1425 erbat Barbara von Cilli, die zweite Gemahlin Kaiser Sigismunds, in Wien sogar die Bereitstellung von Fachleuten, um mittels einer „Ziegelhilfe“ den Ausbau der ungarischen Lustschlösser der Kaiserin bewerkstelligen zu können.

1525 war ein schwarzes Jahr in der Chronik von Wien: Wieder brach eine Feuersbrunst aus, nicht weniger als 416 Häuser fielen ihr zum Opfer. Der Wiederaufbau verschlang Millionen Ziegel, und die Stadtverwaltung beschloß, in eigener Regie eine Brennerei zu unterhalten, verwaltet von einem „Ziegelschaffer“, dem ein Gegenschreiber beigegeben war. Doch noch eine Konsequenz zog man aus dem Riesenbrand: Der Stadtrat erließ eine Handwerksordnung, in der die allgemeine Verwendung von Ziegeln statt der Schindeln zur Pflicht gemacht wurde.

Die gefährlichen Schindeln



Das Baufieber grassiert

Und der Bedarf stieg weiter. Die bestehenden Ziegeleien wurden zu klein, ihre Produktionskapazität wurde zu gering, neue Anlagen wurden errichtet, um den Bedarf decken zu können, der durch den Ausbau der Vorstädte, aber auch durch den Wiederaufbau der im Türkenkrieg zerstörten Häuser gegeben war. Vor allem im Südwesten Wiens breiteten sich während des 17. und dann des 18. Jahrhunderts die Ziegelgruben immer mehr aus, doch auch im Nordwesten — etwa zwischen der alten Währinger Linie und dem Alsbach — gab es Ziegeleien, auch wenn das dort vorhandene Material nur aus Löß bestand.

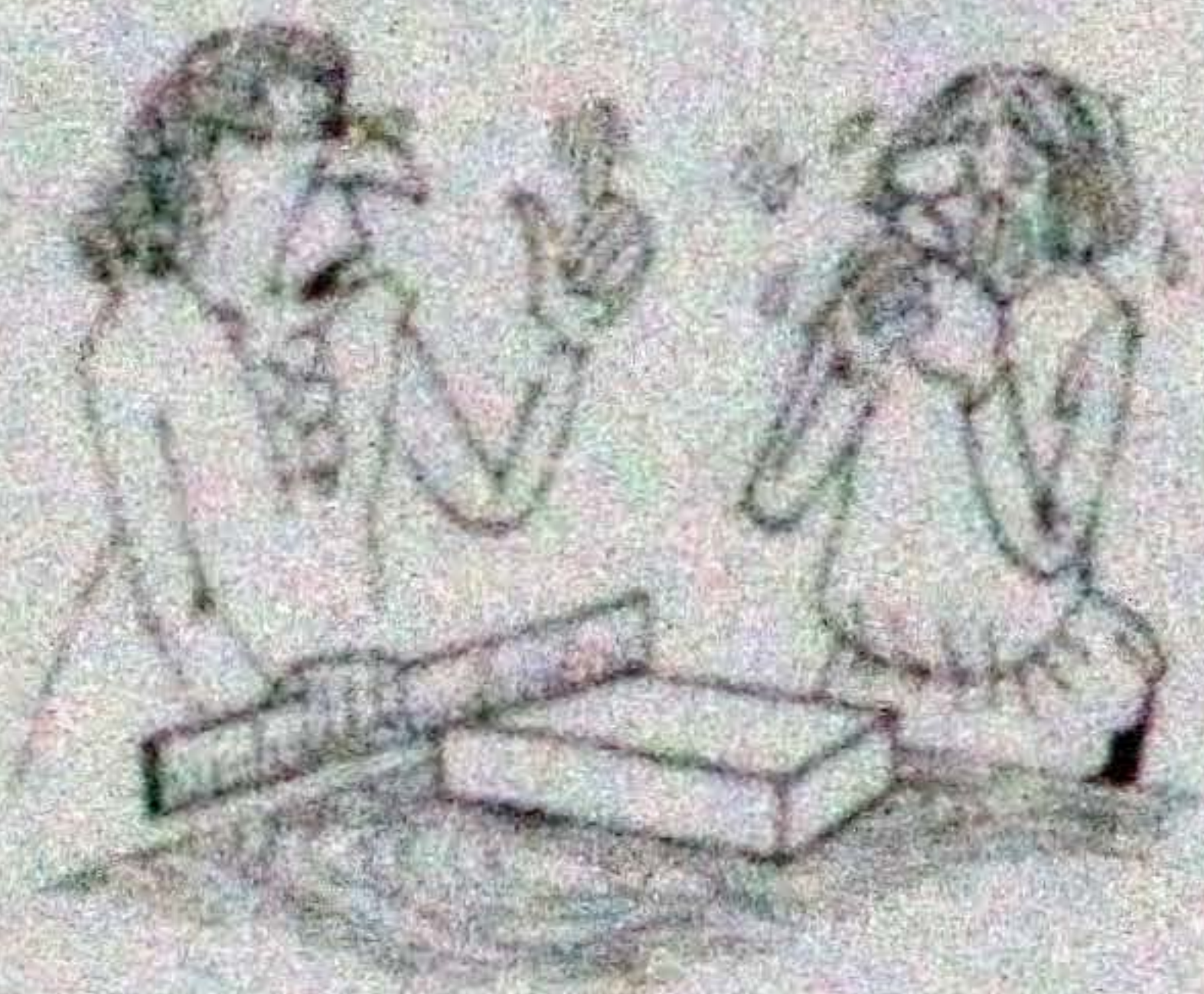
Parallel zur Vermehrung der Betriebe entwickelte sich eine Art Gesetzgebung für die Ziegelproduzenten. Die Normen, die erlassen wurden, regelten nicht nur die Verteilung der Ziegelöfen im Raum von Wien, sondern auch die Maße der Ziegel und deren Preise. Behördlich bestellte Kommissare kontrollierten ihn und natürlich auch die Maße der Backsteine.

Indes hatte das Baufieber die Residenzstadt ergriffen. Die Stadt dehnte sich aus, die Ziegelindustrie wurde mehr und mehr an die Peripherie gedrängt. Fischer von Erlachs grandiose Bautätigkeit erhöhte den Ziegelbedarf weiter: 1710 wurde die Backsteinerzeugung am Wienerberg aufgenommen.

Schon vorher, am 6. September 1686, also drei Jahre nach der Türkenbelagerung und demnach zu einer Zeit, da die Bautätigkeit auf Hochtouren lief und die Ziegeleien florierten, wurde im Rahmen jener „Ziegelgesetzgebung“, die damals Normen für Qualität und Größe zu setzen bemüht war, eine Reihe weiterer Vorschriften erlassen, aus denen sich viel über die damalige Situation des Gewerbes herauslesen läßt. Die Öfen „auf der Laimgruben, an der Wienn und bei den Paulanern“, so hieß es in diesem Gesetz, lieferten die besten, freilich auch die teuersten Ziegel.

Apropos teuer: Immer wieder seien beachtliche und willkürliche Preissteigerungen zu verzeichnen, klagten die Behörden in der gleichen Vorschrift. Und überdies: Die Qualität lasse gelegentlich sehr zu wünschen übrig.

„Also wollen Wir kraft dieses Patents allergnädigst anbefohlen haben“, daß die Ziegel-Modeln, die vom „Unter-Cammer-Ambt“ zementiert zur Verfügung gestellt werden, zu verwenden seien, verfügte Seine Majestät. In anderen Worten: Besagtes „Unter-Cammer-Ambt“ sollte als eine Art Eichamt fungieren und verbindliche Maße aufstellen.



Immer wieder haben sich die Majestäten mit der Ziegelherstellung zu befassen gehabt. Maria Theresia beispielsweise befahl am 13. August 1757, daß alle Ziegeleien im Weichbild der Stadt aufzulassen seien. Man wollte der Feuersgefahr ein für allemal Einhalt gebieten. Noch im gleichen Jahr, 1757 also, wurde auf dem Wienerberg jener „Fortificationsziegelofen“ errichtet, der später von Alois Miesbach übernommen werden sollte — die Urzelle der „Wienerberger Ziegelfabriks- und Baugesellschaft“. Es war damals freilich nur eine kleine Brennerei, die vom Staat betrieben wurde und ausschließlich militärischen Zwecken diente. Zwei Öfen und drei Trockenschuppen — das war alles. Im Verlauf der Jahrzehnte wechselte das kleine Werk dann wiederholt den Besitzer, wurde aber weder vergrößert noch verbessert. Die Konkurrenz war groß, die Ziegelherstellung war gefragt.

„Man hält dies in Wien für eins der einträglichsten Gewerbe, weil die Baumaterialien überhaupt sehr gesucht werden“, schrieb der Berliner Buchhändler und Aufklärer Friedrich Nicolai, der 1781 auf einer längeren Reise Station in der Kaiserstadt machte und sich ebenso lebendig wie kritisch mit den hiesigen Verhältnissen auseinandersetzte. Wie so viele „gelehrte“ Reisende dieser Epoche, fuhr Nicolai mit offenen Augen durch Europa und schenkte auch jenen Dingen Aufmerksamkeit, die — so sollte man meinen — mit seinem eigentlichen Fachgebiet absolut nichts zu tun hatten.

Die Ziegeleien gehörten dazu. Weiß der Himmel, warum Nicolai gerade sie so ausführlich beschrieb. Wir verdanken ihm jedenfalls eine mit Akribie geführte Chronik des damaligen Stands dieser Industrie — denn eine solche war das Zieglerhandwerk längst geworden. Genau schrieb Nicolai den Preis der Ziegel, zeichnete ihre Maße auf, registrierte auch den Fuhrlohn für die „Ziegelbrennereyen“. Von 7 Gulden 20 Kreuzer bis 11 fl. 30 Kr. kosteten die Mauer-, Gewölb- und Pflasterziegel auf der Ziegelhütte, die Dachziegel 12 fl., die Doppelziegel 15 fl. 20 Jahre später, am 1. Juni 1802, veröffentlichte die „Kaiserliche Wiener Zeitung“ neue Preise für Ziegel: 12 fl. für das Tausend Mauer-, Gewölb- und Pflasterziegel, 22 fl. für die Dachziegel.

Auch die Normen waren festgesetzt: für die gewöhnlichen Mauerziegel 11×5,25×2,5 Zoll (27,5×13,7×6,25 cm), für Dachziegel 17×7×0,5 Zoll (42,5×17,5×1,25 cm). Die Maße der heutigen Bau-norm waren demnach fast erreicht. In der amtlichen Verlautbarung hieß es, daß „richtiges Maß haltende, aus gutem Material verfer-

Hinaus auf den Wienerberg



Brennstoff wird rar

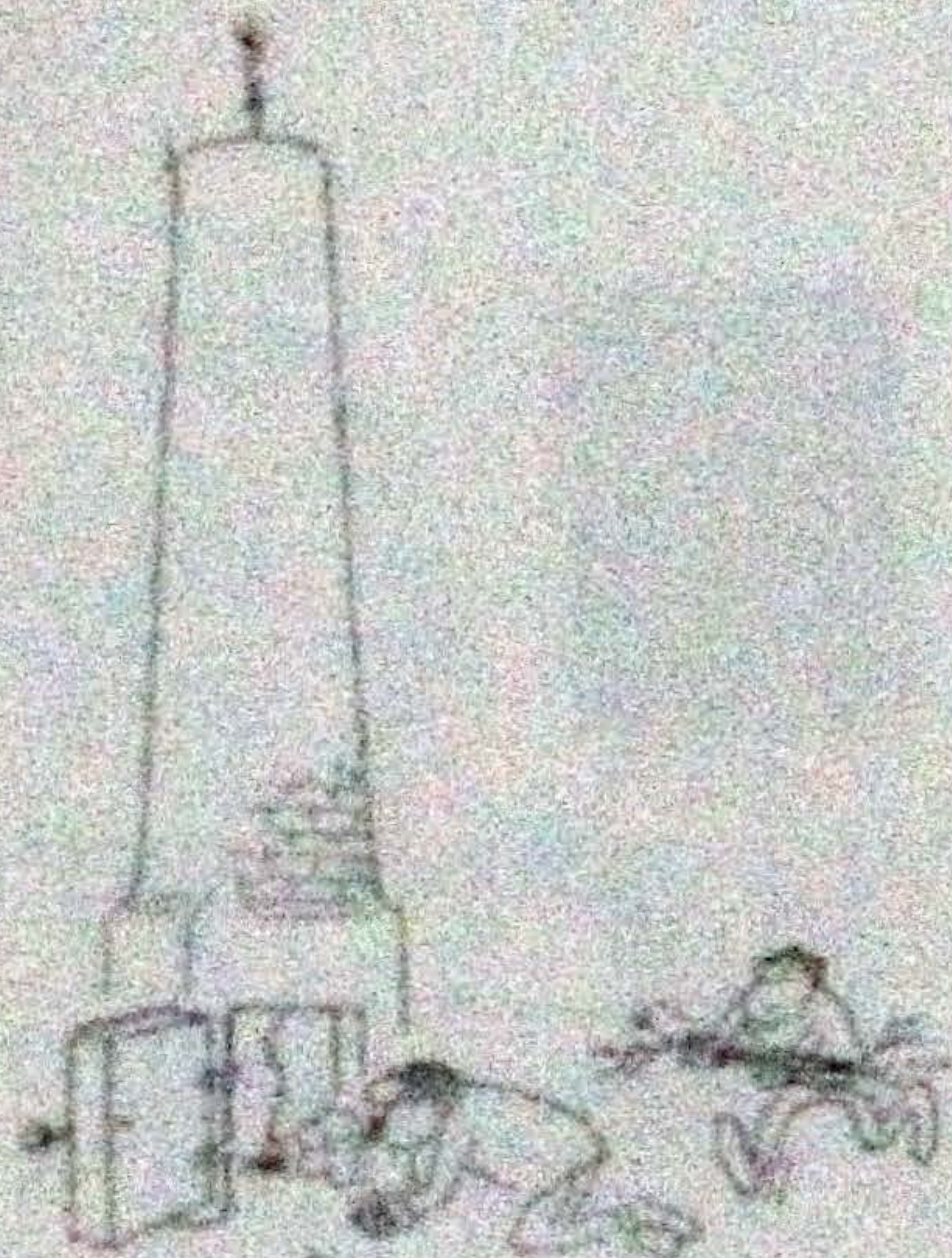
tigte und gutgebrannte Ziegel zu liefern" seien und daß die Produzenten „weder den Satzungspreis noch den Fuhrlohn zu überschreiten" hätten.

Doch die Preise kletterten weiter — was vor allem damit zusammenhing, daß die „Ziegelbrennereyen" im Raum von Wien immer mehr mit Brennmaterialschwierigkeiten zu kämpfen hatten.

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts trat in der Umgebung der Hauptstadt akuter Holzangel auf. Gewiß, daran waren nicht allein die Ziegelbrennereien schuld: Die Bautätigkeit, die Öfen in den Wohnhäusern verschlangen Unmengen dieses kostbaren Rohstoffs. Doch fielen auch die Ziegelöfen ins Gewicht: Und hier, meinten die Behörden, konnte man am ehesten steuern. Folglich wurde vorerst einmal die strenge Preisregelung für Ziegel aufgehoben. Man wußte, daß Kohle — vor allem Steinkohle, die es in Österreich unter der Enns ja kaum gab — teuer war, und daß daher „bey den veränderten Verhältnissen, wo ein jeder Ziegelbrenner sich die Steinkohlen selbst herbeyschaffen muß", ein gewisses Laissez-faire-Prinzip ratsam sei.

Der Architekt Pacassi — berühmt vor allem deshalb, weil er das Schloß Schönbrunn erbaute — hat sich als erster der recht prosaischen Beschäftigung des Ziegelbrennens mit Steinkohle gewidmet. Detail am Rande: Unter Steinkohle verstand man damals mineralische Kohle, also auch Braunkohle, zum Unterschied von der Holzkohle, die ja — siehe Holzangel — gleichfalls nicht mehr in so großen Mengen zur Verfügung stand. 1764 wurden alle Ziegelbrennereien angewiesen, künftig nur mehr Steinkohle zu verwenden — ohne Anweisung des Berggerichts durfte an sie kein Holz mehr verkauft werden. Natürlich war auch dem Magistrat nicht verborgen geblieben, daß die Umstellung Geld kostete: Deshalb bot man den Unternehmern Vorschüsse an, um die Kohlenfeuerung einführen zu können.

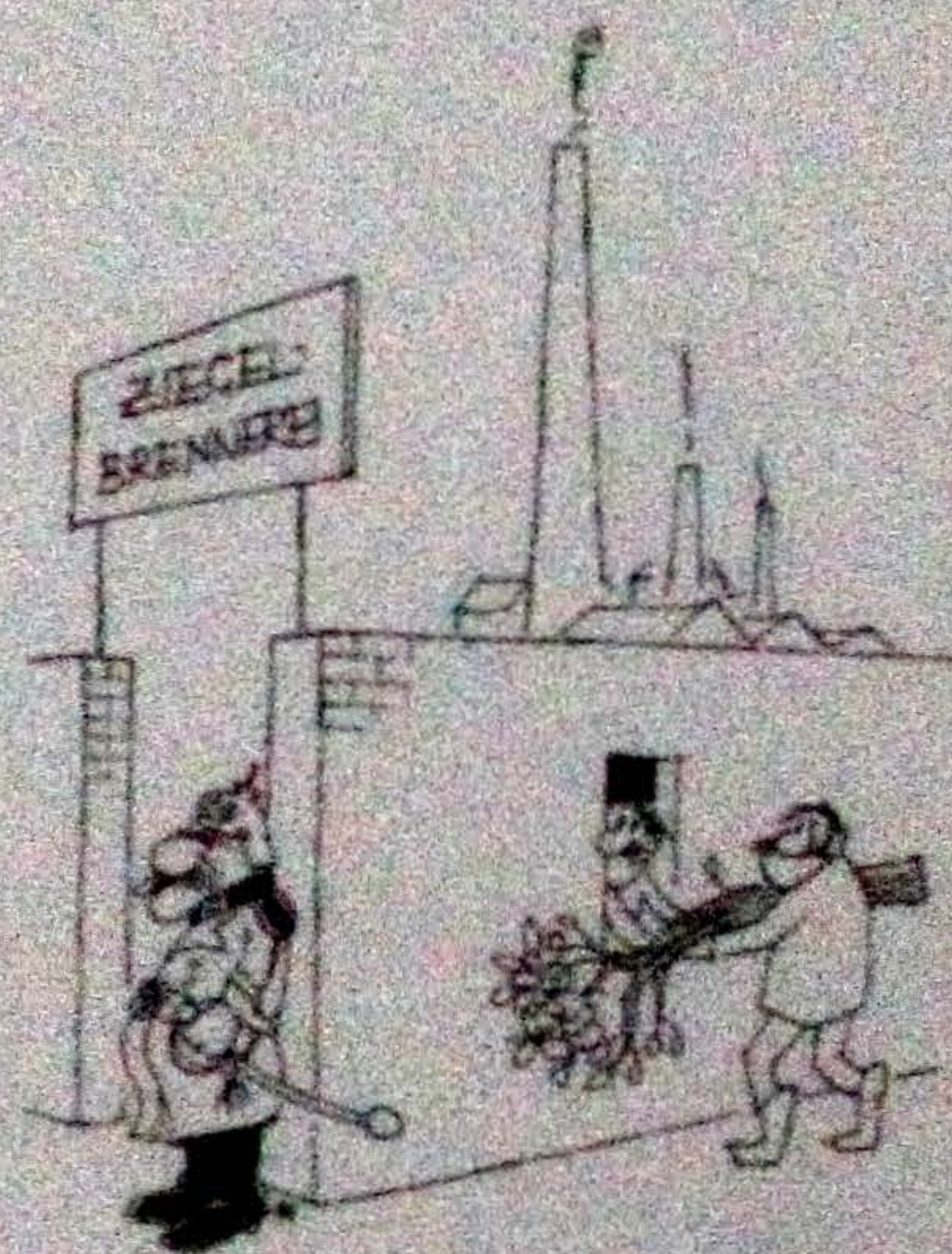
Aber die Ziegelbrenner waren konservativ, und außerdem ließen sie sich nicht gern „ins Handwerk pfuschen": Sie verheizten fleißig weiter das „hinten herum" beschaffte Holz, so daß die Behörden schließlich sogar zu Strafsanktionen Zuflucht nehmen mußten. Vergebens. Die Transportkosten für die Kohle waren so hoch, daß die Ziegelbrenner lieber das Risiko einer Geldstrafe auf sich nahmen, als auf ihr Brennholz zu verzichten. Was schließlich auch die Behörden einsahen: Man tolerierte die Holzfeuerung, indem man „Ausnahmegenehmigungen" ausstellte.



Dennoch war klar, daß die Zukunft der Ziegelindustrie im Gebiet von Wien auf Gedeih und Verderb mit der Sicherung der Brennmaterialversorgung verbunden war. Auf lange Sicht ließ sich — das wußten auch die Ziegler — die Holzfeuerung nicht mehr verantworten, wollte man nicht Wienerwaldberge in steinigen Karst verwandeln. Mit anderen Worten: Die Ziegelfabrikation hing von der Kohlenförderung ab — die Zukunft gehörte jenem, der in sich den Ziegelfabrikanten und den Gewerken vereinigte.

Eine solche Persönlichkeit war der Mann, der Anfang der zwanziger Jahre des vorigen Jahrhunderts den „Fortificationsziegelofen“ am Wienerberg in Betrieb nahm: Alois Miesbach, aus Mähren stammend, langjähriger Herrschaftsbeamter und Sekretär zweier Fürsten Kaunitz. Miesbach war, als er sich am Wienerberg als Ziegelproduzent niederließ, gerade 29 Jahre alt. Der ehemalige Herr Secretarius hat den Beweis geliefert, daß auch im Biedermeier Platz war für dynamische Jugend: Innerhalb weniger Jahre gestaltete er den „Fortificationsziegelofen“ zur bedeutendsten baukeramischen Betriebsstätte des Kaiserstaats.

Ein Mann aus Mähren



II. Alois Miesbach: Das kalkulierte Risiko

Alois Miesbach war das, was man einen Wirtschaftskapitän Alt-Österreichs nennen könnte. Und seine Karriere war die eines Mannes, der alles, was er angriff, in Gold verwandelte. Der Sohn eines Amtswalters aus Röschitz (Mähren) trieb sich als Bub oft in der väterlichen kleinen Ziegelei herum, die der Doktor Josef Miesbach neben einem Bergwerk betrieb. Vier Jahrzehnte später produzierten die Ziegelwerke Alois Miesbachs jährlich 117 Millionen Stück und zählten rund 5000 Beschäftigte, und anno 1855 betrieb er dazu nicht weniger als 30 Kohlenbergwerke.

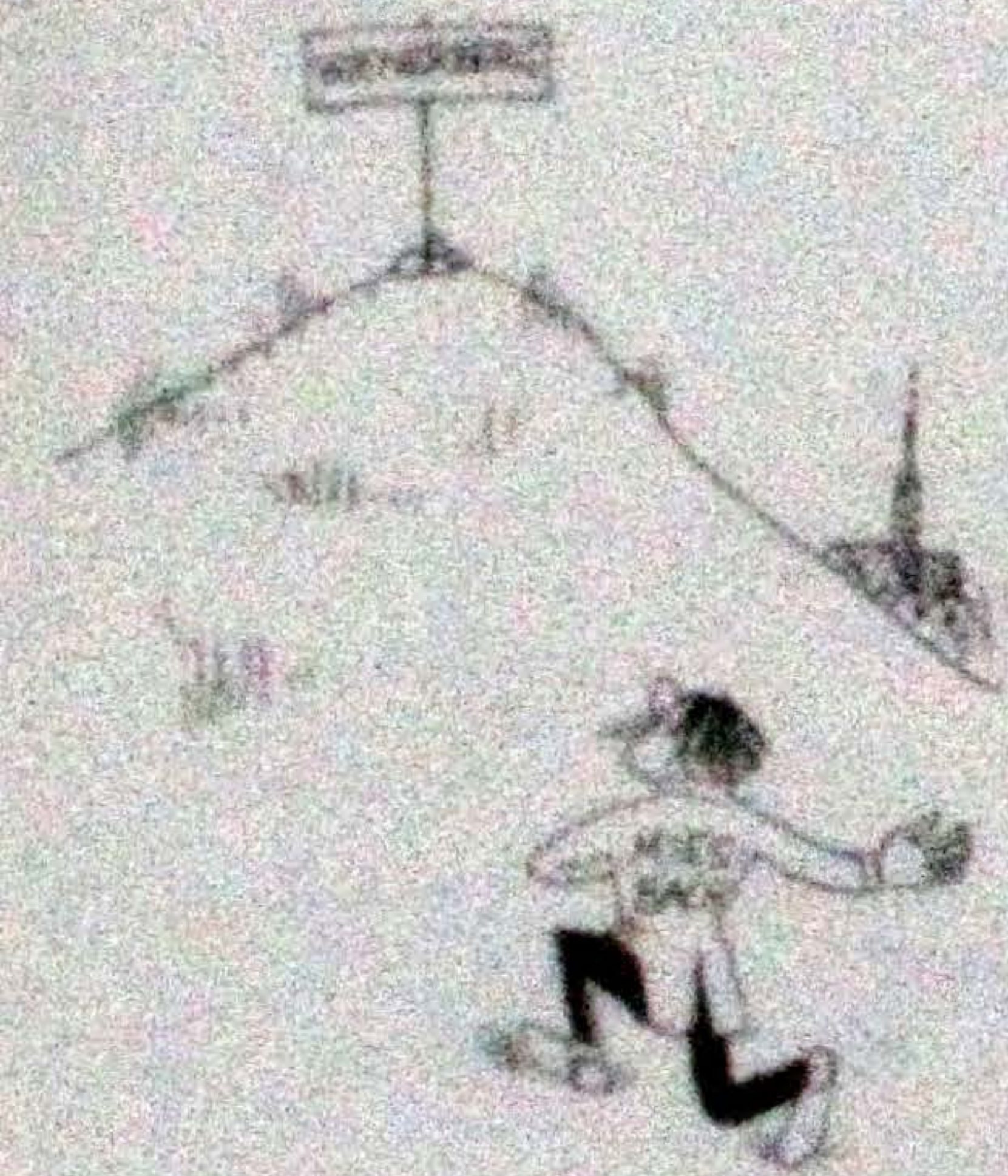
Alois Miesbach: das war Dynamik, gepaart mit Klugheit und einem guten Schuß Risikofreudigkeit. Sonst wäre der in der Welt weit umhergereiste Ingenieur und Sekretär, der bei Wagram gegen Napoleon gekämpft hatte und seit 1810 Sekretär im Hause Kaunitz gewesen war — zuletzt als Adlatus des Fürsten Alois Kaunitz, als dieser Botschafter in Madrid und Rom war — nie auf die Idee gekommen, die noch aus der maria-theresianischen Zeit stammenden Ziegelöfen am Wienerberg zu übernehmen. Gewiß, der Wunsch nach selbständiger industrieller Betätigung war verständlich: doch gleich Ziegelbrenner werden?

Indes zeigte sich gerade hier der Weitblick und der kaufmännische Scharfsinn des jungen Miesbach. Aus drei Gründen hatte ihm der Wienerberg ins Auge gestochen: erstens, weil die Tonlager von hervorragender Qualität waren, zweitens, weil sie auf Jahrhunderte hinaus ergiebig schienen, und schließlich, weil die Reichsstraße von Wien nach Triest unmittelbar an dem Areal vorüberführte und auch der Wiener Neustädter Kanal — den Miesbach später pachten sollte — benachbart war. Überdies, so argumentierte Miesbach, konnte Österreich mit einer längeren Periode des Friedens rechnen: Und dies wieder schien einen entsprechenden Absatz infolge ungestörter Bautätigkeit zu garantieren.

Miesbach ist genau nach den Regeln der modernen Standortlehre vorgegangen, würde man heute sagen. Damals hielten viele den kauzigen jungen Mann für unvorsichtig.

Denn ganz plötzlich, gleichsam von einem Tag auf den anderen, wechselte er seine Laufbahn, die — so hatte es geschienen — ihn zu ganz anderen Höhen hätte führen sollen. Noch kurz bevor er zusammen mit Botschafter Kaunitz Rom verließ, war er noch zum Ritter des päpstlichen Ordens vom Goldenen Sporn geschlagen worden. Und dann quittierte er gleichsam über Nacht den Dienst.

Der Herr Secretarius



Gewiß, Miesbach, der Sekretär, war keineswegs nur Sekretär gewesen: Auf seinen großen Reisen, während seines monatelangen Aufenthalts in fremden Ländern hatte er jede freie Minute benutzt, um sich vor allem in wirtschaftlichen Fragen weiterzubilden. Er hatte bereits eine ganze Reihe von Fachartikeln veröffentlicht, war Mitglied der „Société Royale d'Agriculture de Paris“ und der „Société d'Encouragement pour l'Industrie Nationale“, seit 1817 auch Mitglied der „K. K. Mährisch-schlesischen Gesellschaft zur Förderung des Ackerbaus, der Natur- und Landeskunde“ geworden. Der Name Miesbach — der Name eines noch sehr jungen Mannes — hatte in der Fachwelt bereits einen überaus guten Klang.

Dann also kam das Jahr 1819 — und Alois Miesbachs Entschluß, sich selbständig zu machen. Im gleichen Jahr noch erwarb er die Ziegelei und den damit verbundenen Gutsbesitz in Wien-Meidling und setzte damit — vor genau 150 Jahren — den Auftakt zur Errichtung eines industriellen Imperiums.

Ein Jahr später schon pachtete Miesbach die Ziegelöfen am Wienerberg. 1826 kaufte er dem Grundherrn, dem Herzog Filippo von Corigliano, die Hälfte der Herrschaft Inzersdorf ab, wieder drei Jahre später erwarb er von der Schwester des Herzogs die andere Hälfte. Womit er Alleineigentümer nicht nur der Güter zu Inzersdorf und Neu-Steinhof, sondern auch aller auf diesem Areal gelegenen Ziegeleien geworden war — und bald war er auch Eigentümer der Ziegelöfen in Vösendorf, Biedermannsdorf, Guntramsdorf, Stammersdorf und Zillingdorf. Sogar in Ungarn konnte Miesbach Fuß fassen: Nach katastrophalen, durch einen Eisstoß auf der Donau hervorgerufenen Überschwemmungen in Pest und Ofen beauftragte die Regierung den Wiener Großindustriellen, in der Nähe der Doppelstadt eine Ziegelei zu gründen, um die für den Wiederaufbau der zerstörten Häuser nötigen Bausteine zu liefern. Am Fuße des Berges Rakos fand Miesbach beste Tonerde — und gründete ein weiteres Ziegelwerk.

Gewiß, die Glücksträhne Miesbachs ist durch die lebhafte Baukonjunktur unterstützt worden. Er lieferte Ziegel für das Arsenal, für das Hauptzollamt, ja für den Bau der Semmeringbahn: Die Viadukte und Tunneln wurden ausschließlich mit Miesbach-Produkten gefertigt. Die Qualität der Ziegel vom Wienerberg war sprichwörtlich geworden.

Und um sie weiter zu verbessern, ging Alois Miesbach auf die Suche nach dem „guten Feuer“. Soll heißen: nach der Möglichkeit,



die Mineralkohlenfeuerung allgemein einzuführen. Er entwarf höchstpersönlich Brennöfen, ließ sie patentieren — und konnte stolz darauf hinweisen, daß 1855 auf dem Wienerberg nicht weniger als 42 kohlenbefeuerte Öfen in Betrieb standen, in denen über 3,5 Millionen Ziegel gleichzeitig gebrannt werden konnten.

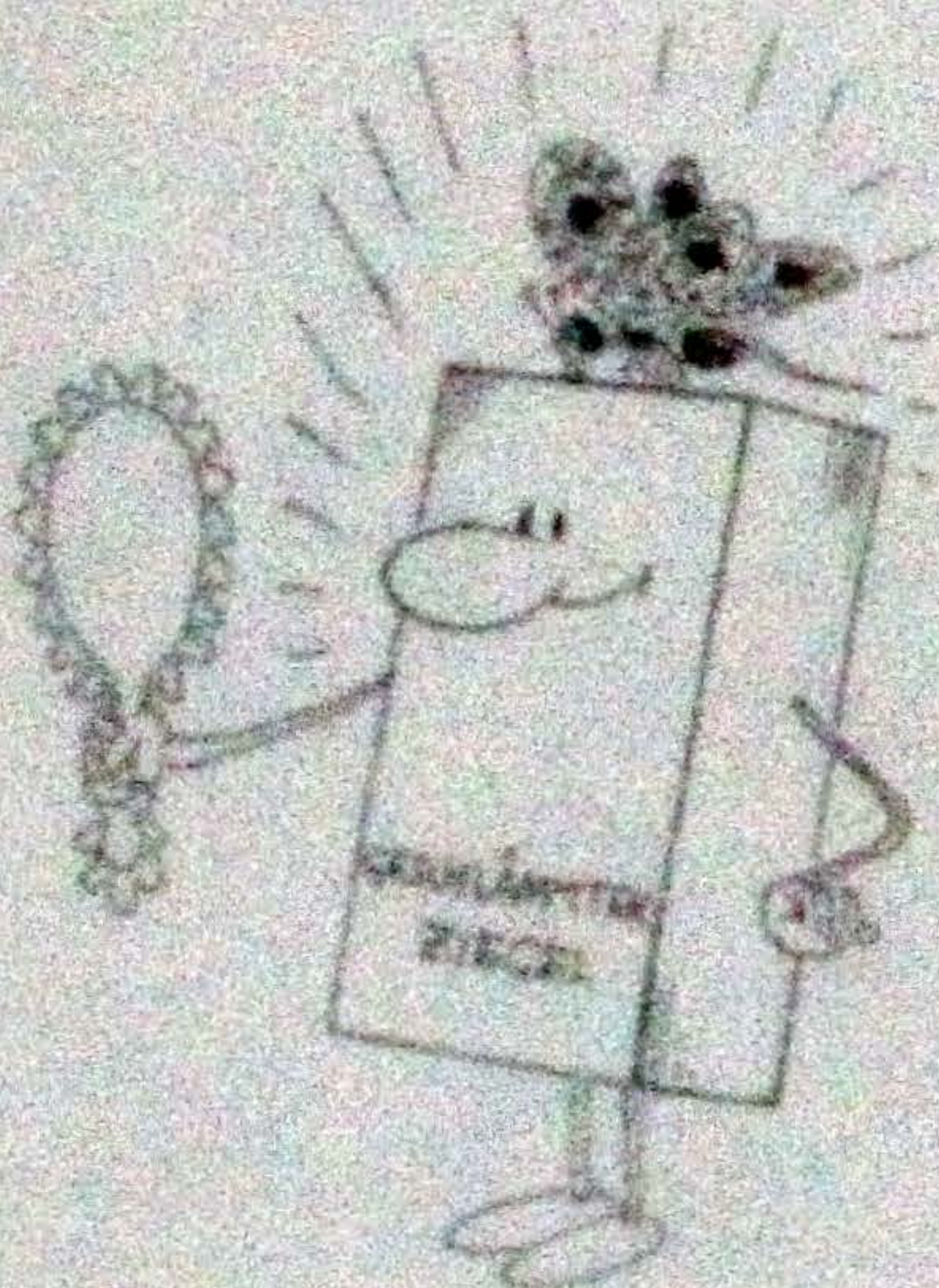
Für eine Senkung der Transportkosten, die sowohl der Kohle als auch den Ziegeln zugute kam, war die Übernahme des Wiener Neustädter Kanals ausschlaggebend. Und in dem Bestreben, die Qualität seiner Produkte ständig weiter zu verbessern, entwickelte Alois Miesbach 1850 den „geschlammten Ziegel“, eine Verbindung der verschiedenen Tonarten des Wienerbergs, die qualitativ hochstehende und besonders farbreiche Ziegel ergaben. Da gerade um diese Zeit der Ziegelrohbau in Mode kam, fanden die geschlammten Ziegel reißend Absatz: Allein beim Bau des Arsenalts wurden — neben mehr als 100 Millionen Mauerziegeln — auch fast 16 Millionen Schlammziegel verbraucht.

Auch eine Terrakottafabrik gründete Miesbach in Inzersdorf, schließlich produzierte er sogar Drainage- und Wasserleitungsröhren. Der Industrielle konnte es sich leisten, von sich reden zu machen: Für die Pariser Weltausstellung baute er einen Brunnen, den er vom Ringstraßen-Architekten Theophil Hansen entwerfen ließ.

Er war durch und durch modern, dieser Alois Miesbach. Nur in einem nicht: in der Verwendung von Maschinen. Miesbach zog die Menschen vor. „Durch die Maschine eurer Hände bin ich reich geworden, bei dieser Maschine will ich auch bleiben“, soll der Multimillionär gesagt haben, nachdem man ihm eine Maschine vorgeführt hatte, die 30 bis 40 Arbeiter hätte einsparen können.

Alois Miesbach war zu all dem ein sozial denkender Unternehmer. Vielleicht nicht, wenn man seine Leistungen mit heutigen Maßstäben mißt. Denn immerhin waren die Unterkünfte, die er für seine zumeist aus Böhmen und Mähren stammenden Arbeiter und deren Familien bauen ließ, kasernenartig gestaffelt, und die hygienischen Voraussetzungen waren gleich Null. Doch stellte Miesbach den Leuten nicht nur die nackten vier Wände zur Verfügung, sondern auch Mobiliar und Brennholz. Er verpflegte seine Arbeiter, baute ihnen ein Krankenhaus und eine „Kinderbewahr-Anstalt“ — einen Werkskindergarten, würde man heute sagen. Sogar eine Schwimmschule an einem der Ziegelteiche ließ er errichten. Und in Inzersdorf ließ er eine neue Volksschule bauen.

„Die Maschine eurer Hände“



Ziegel und Kohle — das waren die beiden Säulen, auf denen Alois Miesbachs Reich ruhte. In seinen Bergwerken — sie lagen in Nieder- und Oberösterreich, in der Steiermark, in Mähren und in Ungarn — wurden alljährlich 4 Millionen Zentner Kohle und 2000 Zentner Alaun gefördert. Er führte Betriebseisenbahnen ein, er verwendete Dampfmaschinen zur Förderung und zur Wasserhebung — kurz, er kurbelte den Kohlenbergbau des Kaiserstaats entscheidend an.

Und noch etwas vergaß Alois Miesbach nicht: sich einen entsprechenden Mitarbeiterstab heranzuziehen. Die Männer, die zusammen mit ihm sein ausgedehntes Imperium leiteten, waren hervorragende Fachleute, auf die sich der oberste Chef verlassen konnte. Einer von ihnen war der Neffe Alois Miesbachs. Und als der Onkel, zur Kur nach Baden gefahren, am 3. Oktober 1857 starb, sorgte dieser Neffe und Alleinerbe dafür, daß das Begräbnis zu dem wurde, was man in Wien „eine schöne Leich“ nennt. Alois Miesbach wurde wie ein König zu Grabe getragen, nachdem er in der Dom- und Metropolitankirche zu Sankt Stephan feierlich eingesegnet worden war.

Der Neffe und Alleinerbe, der zu diesem Zeitpunkt auch schon Gesellschafter der Firma war, hieß Heinrich Drasche. Er sollte fast noch berühmter werden als sein Oheim.

Ein Reich und zwei Säulen



III. Heinrich Drasche: Der goldene Griff

„Zu meinem Universalerben ernenne ich hiemit meinen Neffen Heinrich Drasche, Sohn meiner vielgeliebten Schwester Anna Drasche in Brünn, der mir mit unermüdlichem Eifer und Anhänglichkeit so viele Jahre an der Seite stand, und mir mein Vermögen zu erwerben mitgeholfen, wofür ich ihn noch im Geiste herzlich umarme.“ Am 23. Juli 1843 schrieb Alois Miesbach diese Worte in sein Testament. Was der Zufall geschaffen hatte, ist durch die Gunst des Schicksals von Erfolg gekrönt worden: Der erstgeborene Sohn der Schwester Miesbachs, den der kinderlose Großindustrielle nach Wien geholt hatte, um ihn — sollte sich Talent bemerkbar machen — zum Nachfolger zu erziehen, hat sich dem Onkel als Unternehmerpersönlichkeit würdig an die Seite gestellt. Es ergab sich die einmalige Konstellation, daß dem Gründer Miesbach als Bewahrer und Mehrer Drasche folgte — daß also die Industrielle Großmacht, die der einstige Secretarius aus Mähren gesammelt hatte, nach dessen Tod nicht zerfiel, sondern eher noch mächtiger wurde.

Heinrich Drasche — die Persönlichkeit dieses Industriellen, der so richtig die vielzitierte „Gründerzeit“ repräsentierte, ist ebenso schillernd wie faszinierend. Ein Mann des Hochkapitalismus, erhielt er dennoch die „Humanitätsmedaille“ der Pariser Weltausstellung. Auch er hatte jenen „goldenen Griff“, den man schon seinem Onkel Miesbach nachrühmte. Hinzu kam ein geschulter Blick für notwendige Reformen — und eine ganz gehörige Portion Glück. So etwa, als Gottfried Joseph von Parkfrieder, jener zum Multimillionär gewordene Heereslieferant, der dem Feldmarschall Radetzky den Heldenberg errichtete und sich selbst dann neben dem toten Heros beisetzen ließ — als dieser Herr Parkfrieder aus Gründen, die bis heute nicht völlig geklärt sind, sein Vermögen dem Heinrich Drasche hinterließ. Deshalb, weil Drasches Gattin Josefa Elisabeth, eine geborene Frein von Freudenthal, die Adoptivtochter Parkfrieders gewesen sei, wie man später munkelte. Beweise fehlen — Tatsache ist jedenfalls, daß sich am Falle Drasche ein altes Sprichwort bewahrheitete: Wo Tauben sind, fliegen Tauben zu.

Heinrich Drasche, Sohn des Brünner Tuchfabrikanten Josef Drasche, hätte ursprünglich „in Textilien“ handeln sollen, wie es später auch seine Brüder taten. Deshalb widmete er sich — so steht es auch in seinem Adelsakt zu lesen — „dem Comptoirwesen und den fremden Sprachen“. Doch die Weichen stellte schließlich Onkel Alois Miesbach in Wien. Vater Josef stimmte zu, daß Heinrich in

Bewahrer und Mehrer



die Hauptstadt übersiedle, um hier als möglicher Nachfolger Miesbachs ausgebildet zu werden.

Dieser ließ den Neffen das Polytechnikum besuchen, 1829 trat Heinrich Drasche dann in die Firma Miesbach ein — und der Seniorchef, dem damals gerade die Kohlenschürfungen am Herzen lagen, übertrug dem Neffen dieses Spezialgebiet seiner ausgedehnten Industrien. Er schickte ihn auf ausgedehnte Studienreisen, ließ ihn auch noch die k. k. Bergakademie in Chemnitz absolvieren und vertraute ihm schließlich die Leitung seiner Bergbauunternehmen an.

So kam es, daß Drasche zeit seines Lebens — auch später, als er „Alleinherrscher“ über das Miesbachsche Industrieimperium geworden war — im Herzen eher Gewerke denn Ziegelfabrikant war. Tragik des Schicksals: Sein erstgeborener Sohn Heinrich, der die Industriellendynastie hätte weiterführen sollen, verunglückte tödlich, als er ein Bergwerk besichtigte

Als Alois Miesbach am 3. Oktober 1857 starb, übernahm Heinrich Drasche ein nicht nur für damalige Verhältnisse ungeheures Vermögen: die Güter Inzersdorf und Steinhof, den Eichkogelhof nächst Gumpoldskirchen, neun Ziegelwerke, die Tonwarenfabrik in Inzersdorf, mehrere Häuser und Baustellen in Wien und eine Reihe von Kohlenbergwerken, die sich in fast allen Kronländern der Monarchie befanden.

Drasche, der nie im Schatten seines Onkels gestanden war — er war stets Mitarbeiter und nicht Untergebener gewesen, Associé, wie man damals sagte, und nicht Angestellter —, hatte sich für die großen Aufgaben, die ihn erwarteten, gut vorbereiten können. Der Übergang war nahtlos — nur in einem ging Drasche vom Weg ab, den Alois Miesbach beschritten hatte: er schwor auf Maschinen. Er schätzte die Apparate mehr als den „Handschlag“ in der Ziegelfabrikation. Er war ein Mann nicht nur der Gründerzeit, sondern auch der industriellen Revolution.

Diese Revolution begann am Wienerberg kurz nach dem Antritt der „Alleinherrschaft“ durch Heinrich Drasche. Dieser hatte von der Erfindung des Berliner Baumeisters Eduard Friedrich Hoffmann gehört: Der Deutsche hatte einen, wie es in den Protokollen zur Patentierung hieß, „ringförmigen Ofen zum ununterbrochenen Betrieb beim Brennen aller Arten Ziegeln, Tonwaren etc.“ konstruiert. Das Patent wurde 1860 von Heinrich Drasche erworben, am Wienerberg wurde mit der neuen Konstruktion experimentiert, die Ergeb-

Die Revolution beginnt



Investieren, investieren



nisse waren verblüffend: Die neuen Ofen brauchten nur die Hälfte an Kohle, waren leichter zu bedienen und garantierten eine bessere Qualität. Heinrich Drasche überlegte trotz der hohen Anschaffungskosten nicht lange: Schon 1867 standen auf dem Wienerberg 19 dieser „Zirkulationsöfen“ in Betrieb, ihr größter lieferte allein 10 Millionen Ziegel im Jahr. Freilich hatte er nicht weniger als 80.000 Gulden gekostet.

Investieren, investieren, investieren — das gehörte zu Heinrich Drasches Grundprinzipien. Er erweiterte die Anlagen auf dem Wiener- und dem Laaerberg, erwarb 1866 die Ziegelfabrik in Hernals, 1868 jene im Laaer Wald, gründete in Thallern bei Krems eine Fabrik zur Erzeugung feuerfester Ziegel, wo in der Folge vor allem Hochofensteine hergestellt wurden. Und er errichtete auf dem Wienerberg ein „Experimentierwerk“ — eine Anlage, in der Maschinen für die Ziegelerzeugung erprobt werden sollten. Das Werk wurde zur Versuchsstation für die gesamte Ziegelindustrie der Monarchie. „Durch die Maschine eurer Hände bin ich reich geworden, bei dieser Maschine will ich auch bleiben“, hatte Alois Miesbach gesagt. Heinrich Drasche ließ im wahrsten Sinn des Wortes nichts unversucht, um die Maschine der Hände so schnell wie möglich zu ersetzen.

Trotzdem konnte er die Mechanisierung nur langsam vorantreiben. Noch hatte der durch „Handschlag“ gefertigte Ziegel — von dem es hieß, er sei nicht so schwer wie der maschinell produzierte — den Vorrang. Aber immer mehr setzte sich die Erkenntnis durch, daß die Massenproduktion ohne Maschinen undenkbar geworden sei.

Und Massenproduktion war notwendig in diesen frühen Jahren der franzisco-josephinischen Epoche. Die Reichshaupt- und Residenzstadt Wien sprengte das Korsett der Stadtmauern. Das historische Handschreiben des Kaisers vom 28. Dezember 1857 — „Es ist Mein Wille“ —, mit dem die Schleifung der Bastionen und die Verbauung des Glacis angeordnet worden waren, setzte den Auftakt für die erste Stadterweiterung. Und Drasche produzierte, produzierte, produzierte. 130 Millionen Ziegel waren es anno 1862.

Und dann kam die Weltwirtschaftskrise des Jahres 1865. Der amerikanische Bürgerkrieg führte zu einer Verknappung der Baumwolle auf dem Weltmarkt. Dies ergab eine Kettenreaktion in der Textilindustrie, der Konjunkturrückgang wirkte sich auch auf den anderen Sektoren aus. In Österreich kamen schlechte Getreideernten

und Viehseuchen hinzu. Wie ein Barometer registrierten die Drasche-Werke die Flaute: 1865 wurden nur 62 Millionen Ziegel produziert, um die Hälfte weniger als drei Jahre vorher.

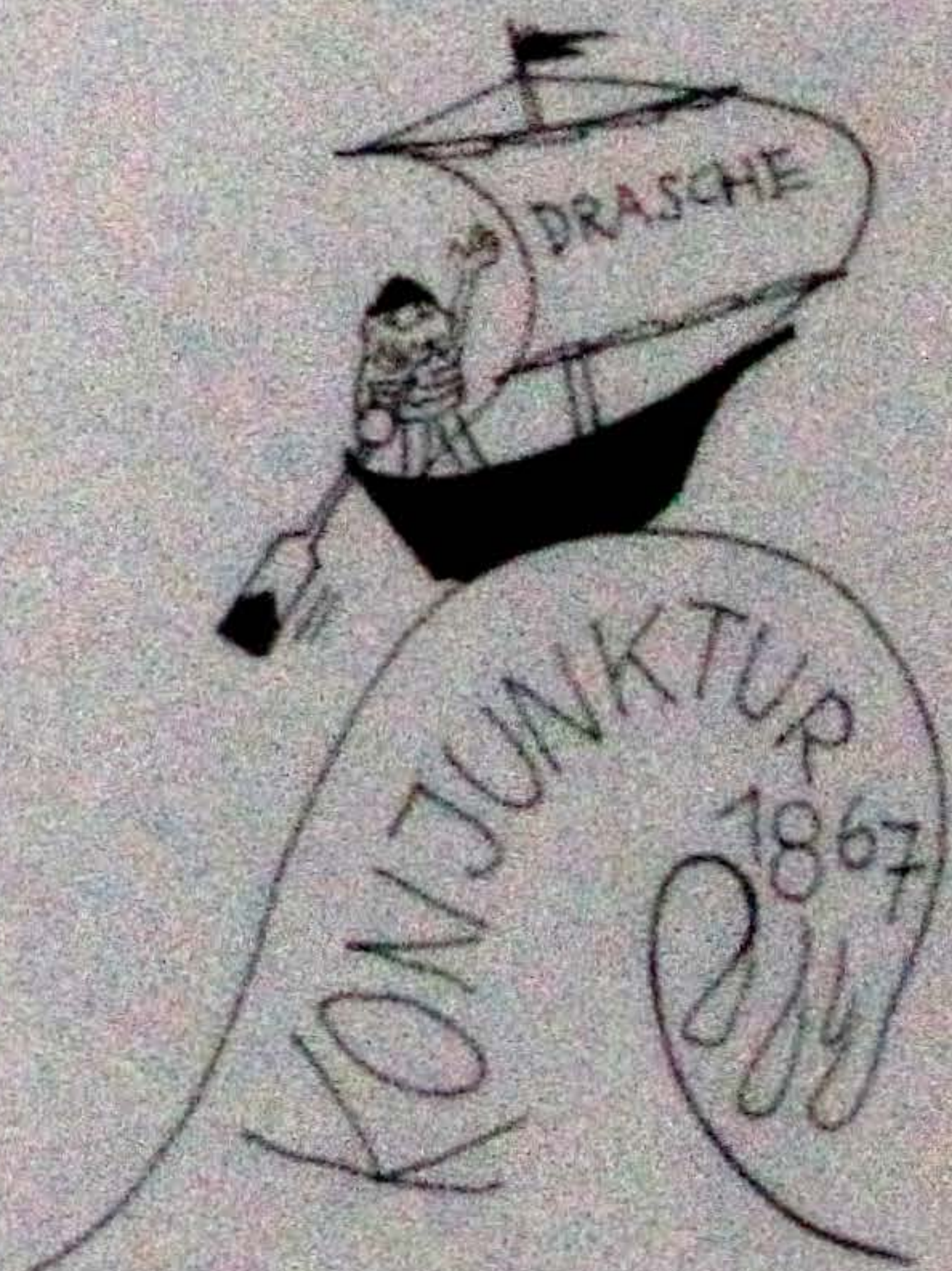
Doch eine neue Konjunkturwelle folgte: Schon 1867 flammte das Baufieber erneut auf. Diesmal wuchsen die Vorstädte, und Heinrich Drasche half bei diesem Wachsen mit, selbst ein guter Kunde seiner eigenen Fabriken. Nach und nach hatte er in der Leopoldstadt, vor allem aber im Süden Wiens, umfangreiche Grundstücke erworben, im besonderen den „Drasche-Gürtel“, der sich von Meidling bis Kaiser-Ebersdorf erstreckte. Schmuckstück und Visitenkarte gleichzeitig waren freilich die zehn an der Ringstraße gelegenen Stadterweiterungsgründe, die er ebenso verbauen ließ wie die Grundstücke in den Außenbezirken — auf diesen wurden rund 400 Zinshäuser aufgeführt.

Einer der Stadterweiterungsgründe lag dem Ziegelfabrikanten besonders am Herzen. Es war jenes Grundstück vis-à-vis der neuen Hofoper, auf dem — den Stadterweiterungsplänen zufolge — sechs Zinshäuser entstehen sollten. Doch warum sechs, da der Grund ja nur einem Bauherrn gehörte? Heinrich Drasche strich die Pläne zusammen: Drei Zinshäuser sollten entstehen, aber wie ein einziges wirken. Das Meisterstück wurde dem berühmtesten Architekten der Ringstraßenepoche übertragen: dem Dänen Theophil Hansen. Von 1861 bis 1863 baute er den „Heinrichshof“, eines der bekanntesten und gleichzeitig auch interessantesten Häuser dieser Via triumphalis des Kaiserstaats.

Aus drei mach eins — diese Zauberformel ist dem genialen Architekten vollends gelungen. Die Einheit konnte dadurch gewahrt werden, daß die Architektur durchlaufend gleich war — das mittlere Haus, um ein Stockwerk höher als die Nebenbauten, bildete beiderseits einen Risalit, und auch die Nebenhäuser wiesen an den vier Ecken Risalite auf, die sich turmartig bis zu der Höhe des Mittelhauses erhoben. Drasches Ziegelwerke und die Terrakottafabrik lieferten die Baustoffe, die Fresken wurden den Malern Rahl und Eisenmenger übertragen. „Ein Palast als Zinshaus?“, nörgelten viele, als der Heinrichshof fertig war. Doch bald waren nicht nur Drasche und Hansen, sondern auch die Wiener stolz auf diese städtebauliche Dominante der Ringstraße.

Heinrich Drasche verlegte die Zentralbüros seiner Unternehmen in den Riesenbau, die anderen Räumlichkeiten wurden vermietet. Bis 1945 blieb der Heinrichshof vis-à-vis der Staatsoper zu Wien ein

Der Heinrichshof entsteht



Drasche als Patriarch

Denkmal für den Unternehmungsgeist Heinrich Drasches — im Bombenhagel des schwärzesten Frühlings der Wiener Geschichte ging dann auch Drasches „prachtvollstes Zinshaus“ in Flammen auf. Eindrucksvoller vielleicht als viele andere Momente zeigte dieses Schicksal die enge Verknüpfung des Unternehmens am Wienerberg mit den Geschicken der Stadt.

Auch mit der Sozialgeschichte Wiens, mit der Geschichte der Arbeiterbewegung, mit jener des sozialen Wohnbaus, wenn der Vergleich erlaubt ist. Heinrich Drasche beschäftigte, als sein industrielles Imperium die weiteste Ausdehnung hatte, rund 10.000 Menschen: die Bevölkerungszahl einer respektablen Mittelstadt. Aus allen Nationalitäten der Monarchie setzte sich die Arbeiterschaft zusammen, in nahezu allen Landesteilen — in Wien, in Niederösterreich, in Böhmen, Ungarn, Polen — war sie am Werk, in Ziegelfabriken und Kohlengruben, als Fuhrwerker, Eisenbahner, Schiffer. Drasche sorgte für sie, wie damals ein Großindustrieller für seine Arbeiter eben sorgte — nicht etwa aus sentimental-patriarchalischen Motiven: viel eher aus Firmeninteresse.

Man dachte damals, in den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts, in anderen Kategorien: Was Heinrich Drasche für seine „Ziegelböhm“ leistete, galt in Österreich als hervorragend. Heute würde man die Arbeitersiedlungen, die der Industrielle baute, als Slums bezeichnen. Was im übrigen mehr oder weniger unverblümt auch jene Jury tat, die anno 1867 auf der Weltausstellung in Paris — ein Wettbewerb für Arbeiterhäuser war anlässlich dieses wirtschaftlichen Großereignisses ausgeschrieben worden — Drasches Entwürfe zu begutachten hatte. Man kritisierte sie, tat sie als zuwenig hygienisch ab. Und während Heinrich Drasche für seine Ziegel und Tonwaren die Goldene Medaille erhielt, rangierte er — obwohl man ihm, vor allem wegen seiner Bemühungen um Schulwesen und ärztliche Versorgung der Arbeiter, auch die „Humanitätsmedaille“ zuerkannte — in puncto Arbeiterwohnbau unter „ferner liefen“.

Rund 100 Häuser hatte der Industrielle auf dem Wienerberg für seine Ziegelarbeiter gebaut. Jede Wohnung bestand aus Zimmer und Küche — egal, wie groß die Familie war. Nie noch habe es Unruhen oder Demonstrationen in seinen Werken gegeben, verteidigte sich Drasche, als man ihm vorwarf, bei Krupp oder Creuzot habe man den Arbeitern im Cottagestil gehaltene Häuser zur Verfügung gestellt. In seinem Bericht an die Pariser Jury erläuterte er auch, warum er die Siedlungen so nahe an den Betriebsstätten



gebaut habe: nicht zuletzt deshalb, weil man besser kontrollieren könne, ob jemand grundlos der Arbeit fernbliebe.

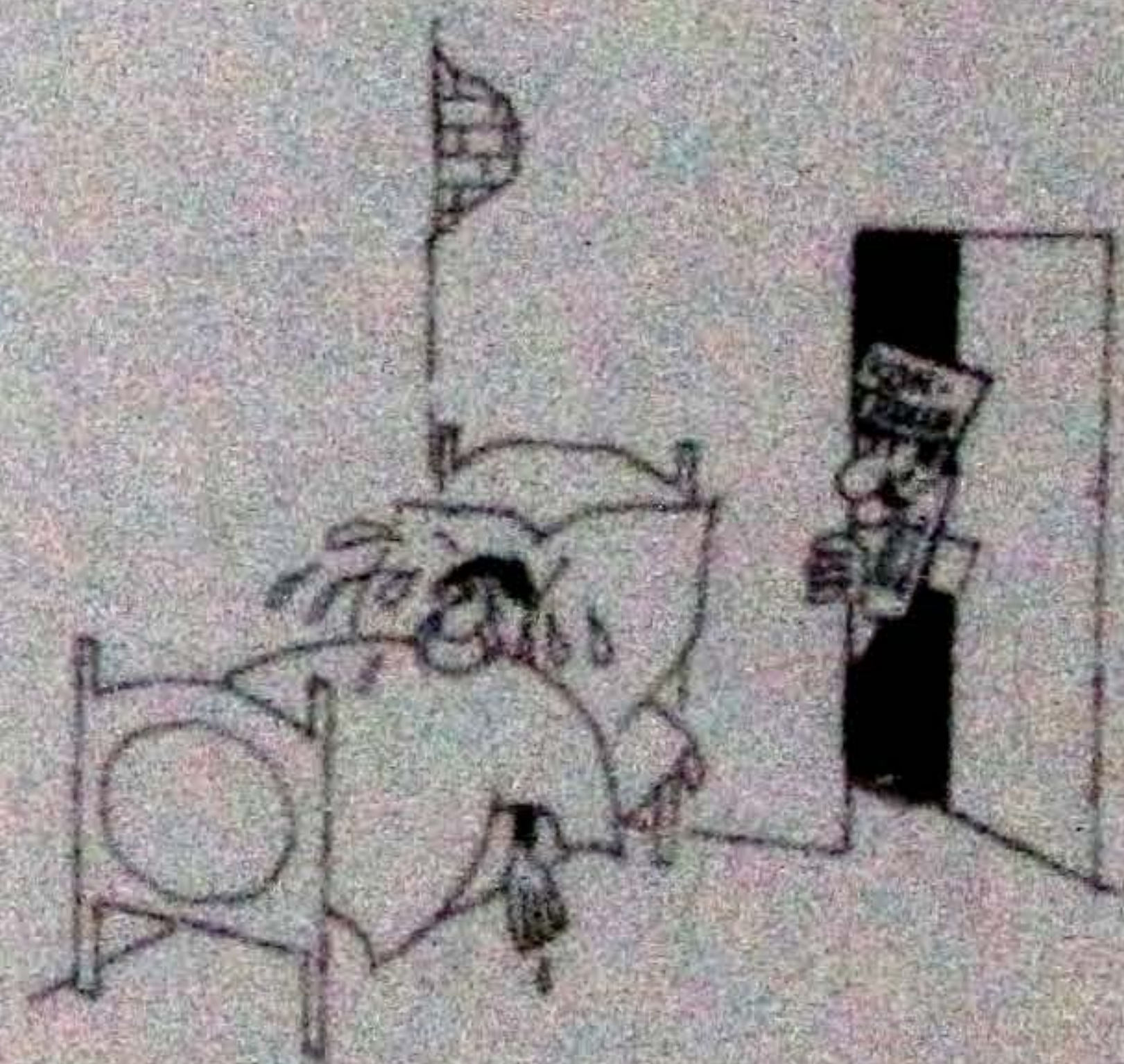
Heinrich Drasche war eben trotz allem ein Kind seiner Zeit: der industriellen Revolution, der Gründer-Epoche, des Hochkapitalismus. Er hat später für seine Bergarbeiter das Cottagesystem verwirklicht — die Ziegeleiarbeiter indes mußten in kleinen Wohnräumen zusammengepfercht existieren, auch wenn sich ihr Arbeitgeber in anderer Hinsicht als überaus splendid und aufgeschlossen erwies.

Sein Arbeiterdorf auf dem Wienerberg hatte betriebseigene Schlachthöfe, Restaurationen, Wäschereien, kalte und warme Bäder, Kindergärten, Krankenanstalten — vieles davon war schon von Alois Miesbach begonnen worden. Heinrich Drasche hatte aber auch — und das kann ihm nicht hoch genug angerechnet werden — ein Pensionsinstitut geschaffen. Keiner seiner Arbeiter sollte den Lebensabend im Elend verbringen. Und er bekämpfte die Winterarbeitslosigkeit, indem er seine Leute weiter bezahlte, auch wenn die Produktion saisongemäß zurückging. Andererseits hatte Heinrich Drasche in seinen Ziegelfabriken und Gruben das Akkordsystem eingeführt: er zahlte die tatsächliche Leistung. Zusätzlich gab es Prämien für besondere Rekorde.

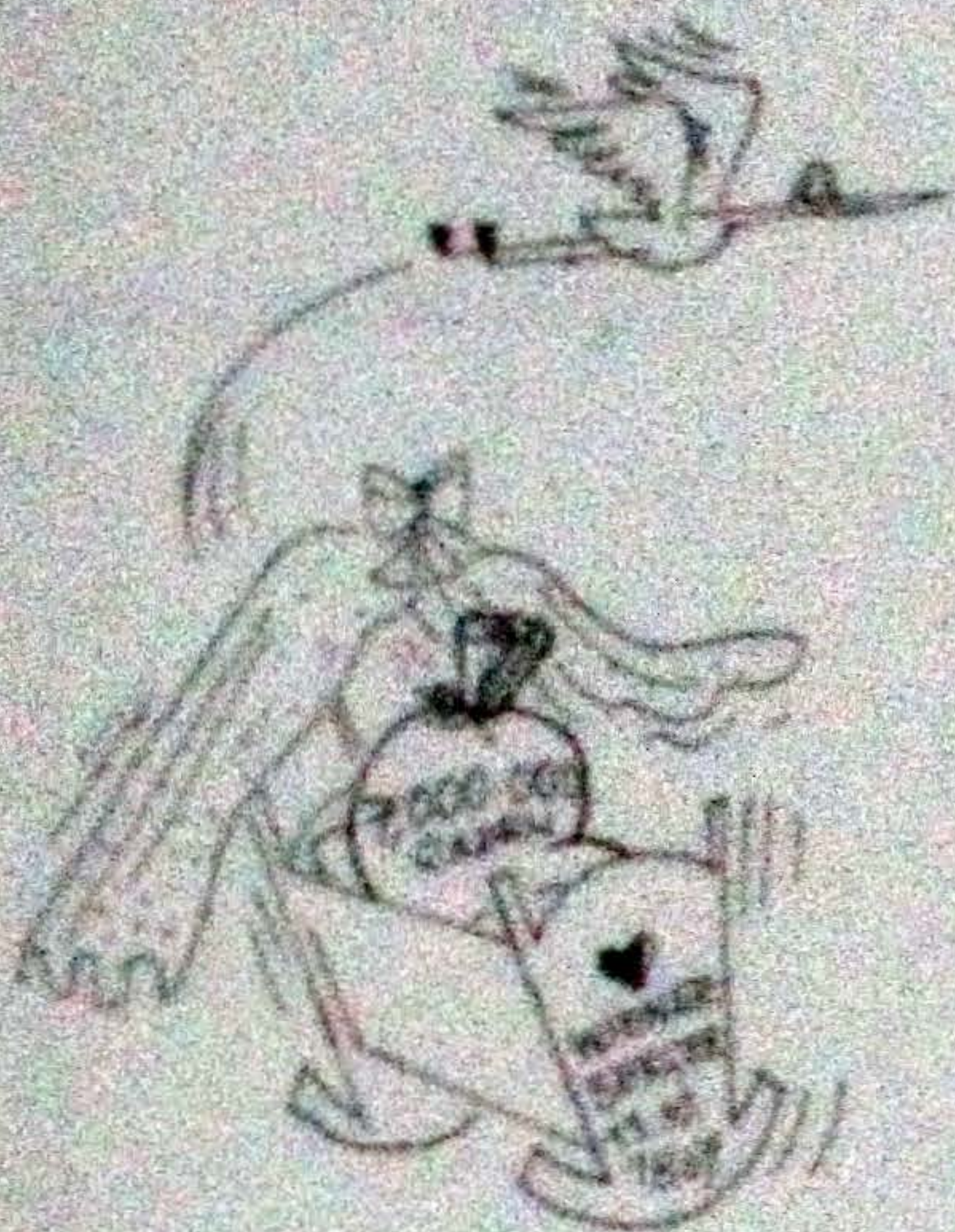
Anno 1870 ist Heinrich Drasche — aus Anlaß seines 40jährigen Berufsjubiläums — vom Kaiser in den erblichen Ritterstand erhoben worden, mit dem Prädikat „von Wartinberg“. 100.000 Gulden spendete er aus diesem Anlaß für wohltätige Zwecke. Zu diesem Zeitpunkt freilich war Drasche nur mehr Kohlenproduzent — allerdings einer der größten der Monarchie. Seine Ziegelwerke hatte er verkauft.

Denn für Heinrich Drasche, den Großindustriellen, Konzernherrn und Multimillionär, den erfolgreichen Kaufmann und weitplanenden Kommerzstrategen, war sein Großreich zu verzweigt, zu unübersichtlich geworden. Er hatte erkannt, daß angesichts der in der zweiten Jahrhunderthälfte gestiegenen Bedeutung des reinen Kapitals es einen größeren Einfluß auf das Wirtschaftsgeschehen verbürgte, wenn man sich an mehreren Firmen entsprechend beteiligte, statt Betriebe zu finanzieren. Die Aktiengesellschaft löste den Einzelunternehmer ab.

Drasche fand auch hier den Anschluß an die Zukunft: Am 13. September 1869 unterzeichnete er den Kaufvertrag, demzufolge die Ziegelfabrik am Wienerberg, die Landrealität und die Ziegelfabrik



Der Verkauf



am Laaerberg, die Ziegelwerke in Vösendorf, Biedermannsdorf, Guntramsdorf, Hernals und Leopoldsdorf in das Eigentum der neu gegründeten Wienerberger Ziegelfabriks- und Baugesellschaft übergingen. 7 Millionen Gulden betrug das Aktienkapital der Wienerberger in ihrer Geburtsstunde, Aktien im Nominalwert von rund 1½ Millionen erwarb Heinrich Drasche, als er vom Steuer zurücktrat. Auf seinen Einfluß brauchte er nicht zu verzichten: Er wurde zum Ehrenadministrator ernannt, sein Bruder Wilhelm saß im Verwaltungsrat der neu gegründeten Aktiengesellschaft.

Für Drasche aber traten jetzt die Kohlengruben in den Vordergrund: Er leitete und verwaltete sie so klug, daß sogar der Börsenkrach von 1873 spurlos am Drascheschen Vermögen vorüberging. Als der Großindustrielle am 24. Juli 1880 starb, repräsentierte seine Verlassenschaft einen Wert von 25 bis 30 Millionen Gulden. Der Haupterbe, Drasches jüngerer Sohn Dr. Richard Alois Drasche, war Naturforscher, hatte wissenschaftliche Ambitionen, auch künstlerische: Kohlenproduktion interessierte ihn nicht. Im Verlauf von 20 Jahren verkaufte er das väterliche Kohlenimperium.

„Der allgemeine geschäftliche Aufschwung hat die Gründung unserer Gesellschaft veranlaßt und ermöglicht. Das Unternehmen, welches wir erworben haben, um es zum Gegenstand eines Associationsbetriebes auszubilden, berechnete nach seiner Vergangenheit zu den besten Erwartungen.“

So stand es im ersten Geschäftsbericht des „Verwaltungsrathes der Wienerberger Ziegelfabriks- und Bau-Gesellschaft über die Betriebsperiode vom 1. März bis 31. December 1869“. Am 1. März hatte die Gesellschaft mit einem Aktienkapital von 7 Millionen Gulden ihre Tätigkeit aufgenommen, die eigentliche Konstituierung erfolgte durch Erlaß des Ministeriums des Inneren vom 7. April, und am 13. September 1869 ist, wie berichtet, der Vertrag zwischen Heinrich Drasche und der neugegründeten Gesellschaft unterzeichnet worden. Der Kaufpreis der Werke und Realitäten betrug 5,6 Millionen Gulden. „Zur Bezahlung wurden 35.000 Stück Actien mit fl. 120 Einzahlung emittiert, welche einen Erlös von fl. 4.200.000 ergaben. Die Franco-Bank in Verbindung mit Herrn Heinrich Drasche übernahm die Actien fest zum Paricourse mit der Verpflichtung, aus dem etwaigen Gewinn bei deren Verwerthung zu den Kaufsübertragungs-Gebühren einen bestimmten Beitrag zu leisten... Um den Rest des Ankaufspreises mit fl. 1.400.000 zu decken, gewährte Herr Heinrich Drasche in aner kennenswerther Weise uns eine Anleihe gegen Rückzahlung in den Jahren 1871 und 1872 mit vierprozentiger Verzinsung.“

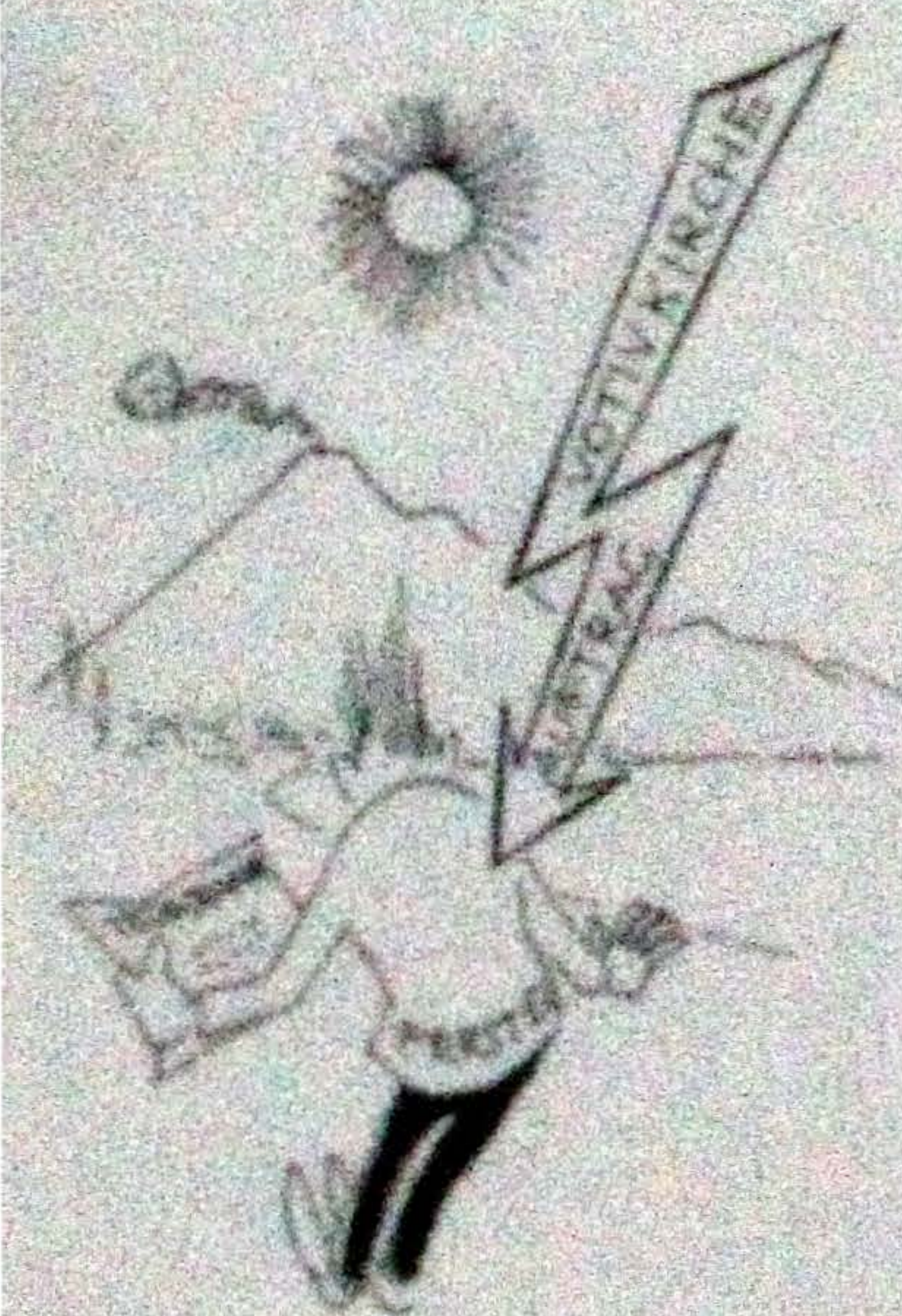
Genau schilderte der erste Geschäftsbericht die Ankaufsmodalitäten und verwies auch auf die Tatsache, daß in der angeführten Summe auch die Abgeltung der „Privilegialrechte“ Drasches auf die Ringöfen mit kontinuierlicher Feuerung eingeschlossen waren — jene Ringöfen, die sich damals bereits durchgesetzt hatten, viel zur Rationalisierung der Ziegelherstellung beitragend.

Oberleitung der Gesellschaft und Kontrolle aller Geschäfte oblag dem „Verwaltungsrath“. Wilhelm Drasche, ein Bruder des früheren „Ziegelzaren“, Viktor Baron von Erlanger und Alfred Lenz, Dr. Franz X. Neumann, Dr. Eduard Pokorny, A. M. Pollak Ritter von Rudin, Achilles Thommen, Emil Vacano — das waren die ersten „Verwaltungsräthe“. Hinzu kam ein Mann, der wie geschaffen schien, die Brücke zwischen Architektur und Baustoffindustrie zu schlagen, zwischen Baugeschehen also und Produktion, weshalb ihn der Verwaltungsrat auch prompt zum Präsidenten wählte: Heinrich Freiherr von Ferstel, der Schöpfer der Votivkirche und der Uni-

Der erste „Verwaltungsrath“



Heinrich Ferstel — Architekt und Präsident



versität, zusammen mit Theophil Hansen einer der führenden Architekten der Ringstraßenepoche. Spiel des Zufalls: Der Bogen spannt sich, in der Person der Präsidenten, aus dem Geburtsjahr des Unternehmens bis ins Jubiläumsjahr. Anno 1969 ist ein Urenkel des ersten Präsidenten, Dr. Heinrich Treichl, Vorsitzender des Aufsichtsrats der Wienerberger.

Ferstel, der bis zu seinem Tode an der Spitze der Firma stehen sollte, war wenig über 40 Jahre alt, als ihn der Verwaltungsrat zum Präsidenten wählte. Der Absolvent des Wiener Polytechnikums und der k. k. Akademie der bildenden Künste — hier waren Kapazitäten wie Kupelwieser und Ender in der Malklasse und Van der Nüll und Siccardsburg, die Schöpfer der Hofoper, seine Lehrer — ging zuerst nach Prag, wo er in das Atelier seines Onkels, des Architekten Friedrich Stache, eintrat. Burgen und Schlösser — das waren die ersten Aufgaben des jungen Ingenieurs und Architekten. Eine Studienreise durch Deutschland brachte ihn vor allem mit den mittelalterlichen Stilepochen in engen Kontakt, dann erhielt er ein kaiserliches Stipendium für eine Italienreise. Vorher noch beteiligte er sich, ohne freilich viel Hoffnung auf Erfolg zu haben, an der Ausschreibung eines Wettbewerbs zum Bau der Votivkirche — jenes Gotteshauses, das auf Grund eines Aufrufs des Erzherzogs Ferdinand Max aus Dank dafür erstehen sollte, daß Kaiser Franz Joseph im Februar 1853 nicht einem Attentat zum Opfer gefallen war. Ferstel reichte seine Pläne ein — vier Monate hatte er gebraucht, um den neugotischen Sakralbau (die in Deutschland gesammelten Eindrücke fanden ihren Niederschlag) zu entwerfen — und fuhr nach Italien.

Das Telegramm, das ihn in Neapel erreichte, traf ihn wie ein Blitz aus heiterem italienischem Himmel: der Auftrag! Der erste große Erfolg! Die Votivkirche! Es war der Beginn einer Karriere, die steil aufwärts führte, die Heinrich Ferstel zu einem der wichtigsten Repräsentanten des Historismus auf dem Gebiet der Architektur machte und die für ihn schließlich auch den Präsidentensessel der neu gegründeten Gesellschaft auf dem Wienerberg bereit hielt.

Es war ein glückliches Geschick, das die beiden, den Mann und das Unternehmen, zusammenführte. Ein erstklassiger Fachmann und ein entscheidender Mitbestimmer des Wiener Stadtbildes hatte so als Chef der Firma gewonnen werden können: Immerhin war Ferstel nicht nur Professor für Hochbau am Polytechnikum, als er Präsident des Verwaltungsrats der Wienerberger wurde, sondern

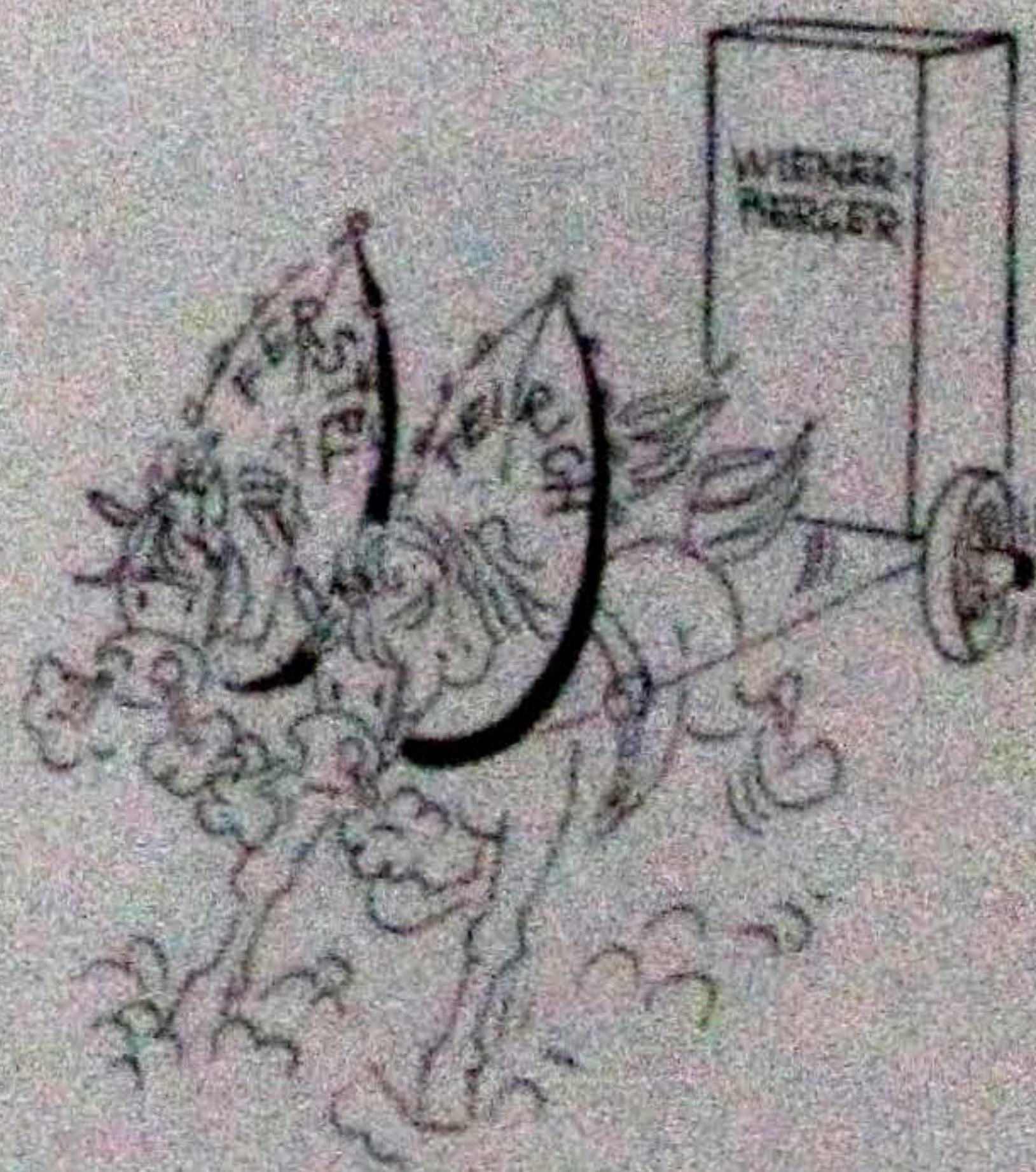
auch Juror und Schiedsrichter in der Wiener Baukommission. Mit Drasches Unternehmen war er schon früh in Kontakt gekommen: Seine Vorliebe für Feinziegelbau und Tonschmuck der Fassaden hatte ihn mit dieser Sparte der Wienerberger Produktion in Berührung gebracht, und er war es auch, der später die Mosaikplatten in das Produktionsprogramm mit aufnahm.

Noch ein Name sticht hervor in der Liste der ersten Verwaltungsräte des Unternehmens: Achilles Thommen. Der Österreicher mit dem griechischen Vornamen und dem Schweizer Geburtsschein war einer der bedeutendsten Eisenbahnpioniere Europas: Ihm verdankte die Monarchie einen Großteil ihrer verkehrsmäßigen Erschließung. In Basel wurde Thommen geboren, in Karlsruhe studierte er, 1857 kam er mit dem damaligen Chefingenieur der Schweizer Zentralbahn, Karl von Etzel, nach Österreich, als dieser hier mit Bahnbauten beauftragt worden war. 1861 wurde Thommen zum Chefingenieur der Brennerbahn ernannt, und 1865, nach Etzels Tod, übernahm er die Gesamtleitung des Baus dieser Alpenbahn.

Zum „Generalsekretär“ wählte der Verwaltungsrat der Wienerberger einen erst 27 Jahre alten Mann: Dr. Emil Teirich. Seine Bestellung zu dieser wichtigen Funktion — Generalsekretär bedeutete Geschäftsführer — zeigt, daß es keineswegs erst dem letzten Drittel des 20. Jahrhunderts vorbehalten war, junge Menschen in verantwortungsvolle Positionen zu stellen. Hinzu kam, daß die Firma mit der Bestellung einen ausgezeichneten Griff getan hatte: Teirich, übrigens ein überaus musisch veranlagter Mensch — in seinem Haus verkehrten Künstler, Gelehrte, auch Politiker, und er war auch Mitglied der Genossenschaft bildender Künstler —, war ein Mann der Zukunft, eine allen Neuerungen aufgeschlossene Persönlichkeit und eine mit weitem geistigem Horizont. Wiederholt etwa unternahm er ausgedehnte Studienreisen durch die Vereinigten Staaten, um sich Maschinen vorführen zu lassen und ihre Eignung für seine Gesellschaft an Ort und Stelle zu überprüfen.

Heinrich Ferstel als Präsident, Dr. Emil Teirich als Geschäftsführer: Das war das Gespann, mit dem die junge Aktiengesellschaft in eine überaus lukrative Zukunft steuerte. Energisch wurde jetzt der Einsatz von Maschinen vorangetrieben, man forcierte das, was heute „Automation“ genannt wird und sich damals als Verwendung amerikanischer Geräte und Apparaturen präsentierte. Am Wienerberg ist die „amerikanische Herausforderung“ aufgenommen und auf heimische Verhältnisse übertragen worden, mit dem Erfolg, daß auf

**Emil Teirich —
Mann der Zukunft**



dem Höhepunkt der Produktion täglich eine Million Ziegel verladen werden konnten. Die Unternehmensleitung investierte, vergrößerte, adaptierte, Bahnlinien wurden gebaut, und gleichzeitig entwickelte sich die Firma zu einem nicht nur in Österreich-Ungarn achtunggebietenden Konzern.

Rentabilitätsdenken beherrschte die Geschäftspolitik. Wenn ein Werk unproduktiv arbeitete, wurde es gesperrt: So geschehen in Leopoldsdorf. Andererseits zögerte man nicht, den Gesellschaftsbesitz auszudehnen, wenn solche Maßnahmen Erfolg versprachen. Neun Werke wurden nach und nach aufgekauft, darunter eines in Ungarn und eines bei Agram. Eine neue Tonwarenfabrik am Wienerberg wurde errichtet, Zinshäuser und Grundstücke wurden gekauft.

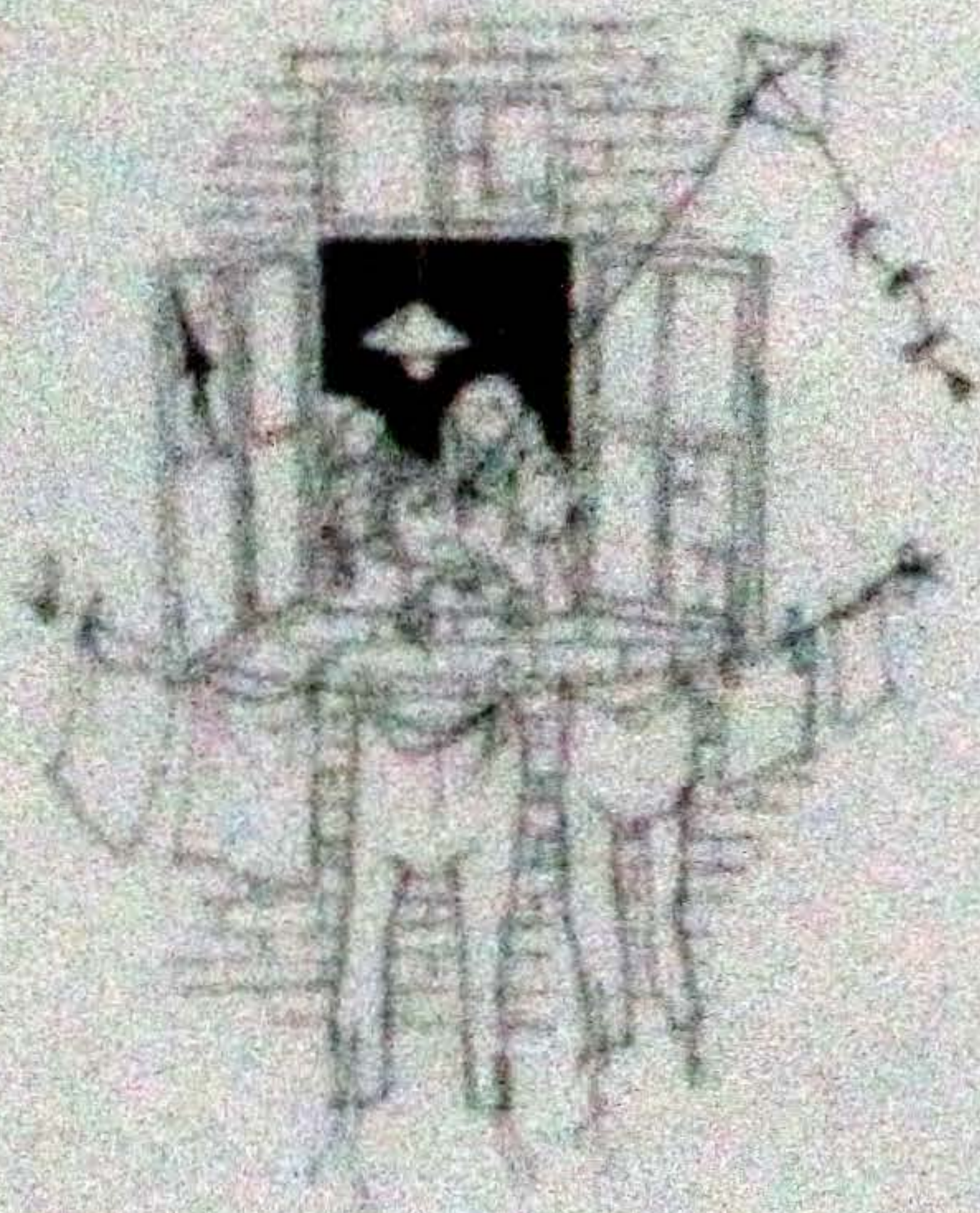
Die industrielle Revolution lief auch bei der Wienerberger weiter auf Hochtouren — die sozialen Verhältnisse hinkten jedoch nach. Hatte noch unter Drasche eine Art Direktbeziehung Unternehmer — Arbeiter bestanden, so verflachte diese nach 1869 durch das Eintreten einer anonymen Unternehmensleitung, die durch ein Kollektivorgan, nämlich durch den Verwaltungsrat nach altösterreichischem Aktienrecht, dargestellt wurde.

Schon unter Drasche waren die Wohnverhältnisse der Wienerberger Arbeiter von einer internationalen Jury gerügt worden. 30 Jahre später lieferten die Zustände am südlichen Stadtrand von Wien jenem einstigen Gewerbeinspektor Stoff zu berechtigten Polemiken, der als Experte mit den sozialen Verhältnissen dort in Berührung gekommen war und Eindrücke gesammelt hatte, die für seine ganze spätere Laufbahn und die Ideologie, für die er eintrat, entscheidend werden sollte: Der Mann, der nichts unversucht ließ, um die Lebensverhältnisse der Ziegeleiarbeiter anzuprangern, hieß Dr. Viktor Adler. Er war einer der Väter des Sozialismus in Österreich.

Viktor Adlers Kampagne — wie übrigens auch Karl Luegers Auftreten — zwang die Gesellschaft Anfang der neunziger Jahre zu Verbesserungen: Man ging von den Gemeinschaftsräumen ab und schuf „Abteile“ für die Familien. Aus steuerlichen Gründen wurden nicht Wohnungen gebaut, sondern Kojen, deren Wände nicht bis zum Plafond reichten und die statt Türen Vorhänge hatten.

Die soziale Lage der Ziegeleiarbeiter führte jedenfalls dazu, daß 1895 am Wienerberg der erste große, umfassende Streik ausbrach. Wessen sich Alois Miesbach noch in bezug auf das Jahr 1848 hatte rühmen können — daß es unter „seinen“ Arbeitern keinerlei

Viktor Adlers Kampagne



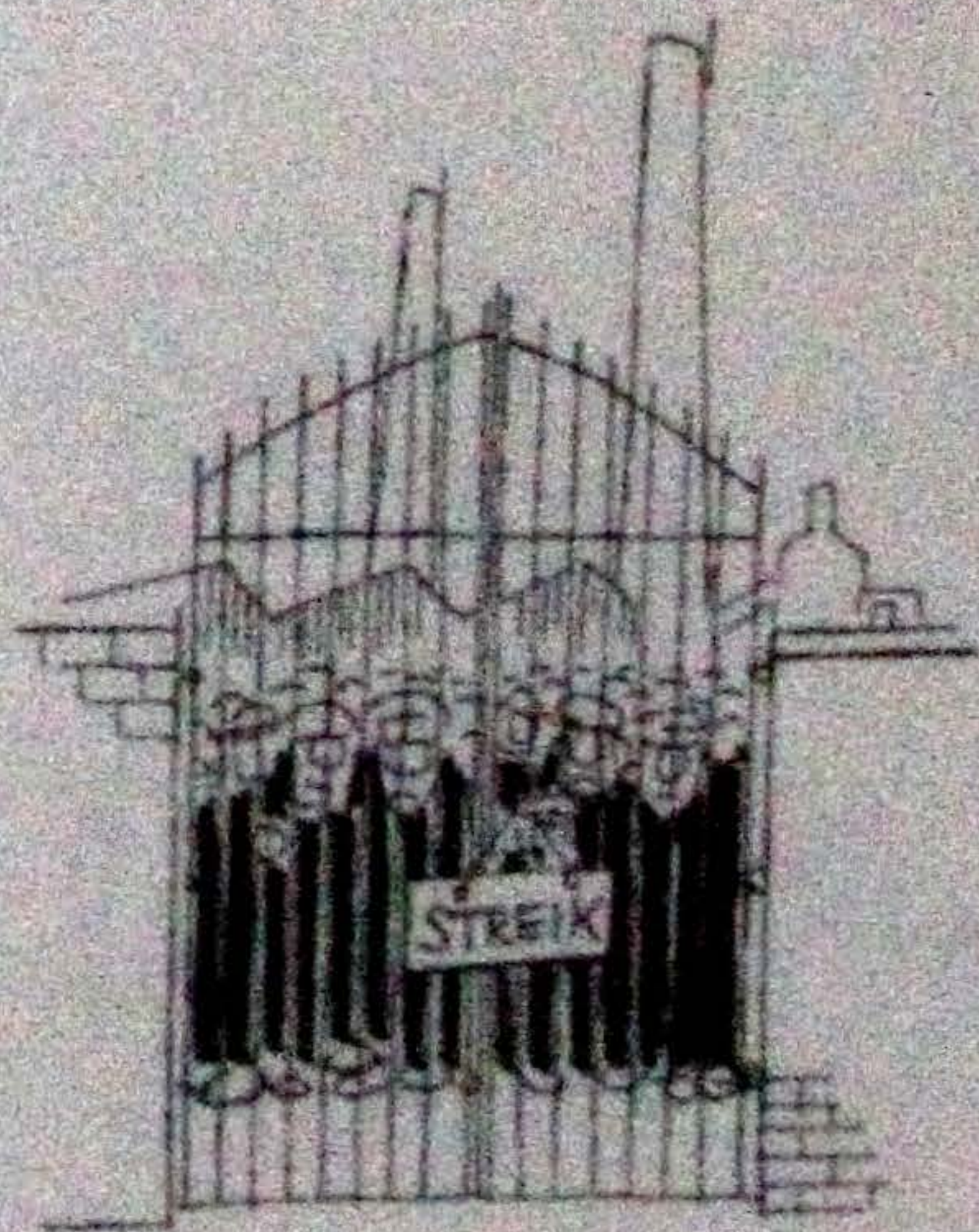
Unruhe gegeben habe — galt nicht mehr, als die Arbeiterbewegung sich zu formieren begann: die wachsende Unzufriedenheit gipfelte in jenem Ausstand, der Polizeieinsatz notwendig machte und sogar ein Todesopfer forderte.

Erneut traten die Wienerberger Ziegler ins Rampenlicht, wieder wurden die nach wie vor tristen sozialen Zustände angeprangert, und zwar durchaus nicht nur von sozialdemokratischer Seite: auch das angesehenste Blatt der Monarchie, die „Neue Freie Presse“, schaltete sich ein und verwies auf das Elend der Ziegeleiarbeiter. Jetzt endlich begann die große Wandlung: vom Gewerbeinspektorat beauftragt, ging die Gesellschaft daran, die Wohnverhältnisse radikal zu verbessern. Der amtliche Befehl hatte gelautet, bis Ende 1896 alle Gemeinschaftsräume für Familien und auch die ominösen „Abteile“ durch echte Einzelwohnungen zu ersetzen. Der Auftrag wurde verwirklicht — zwar nicht termingerecht, weil es unmöglich war, innerhalb eines Jahres das gesamte Wohnungswesen am Wienerberg umzugestalten, doch immerhin bald darnach.

Es liegt im Zusammenhang mit all diesen Geschehnissen nahe, in Schwarzweißmalerei zu verfallen, die Gesellschaft als Ausbeuterin menschlicher Arbeitskraft, die Arbeiterschaft als unmenschlich behandeltes Profitobjekt zu sehen. Indes darf die Situation auf dem Wienerberg nicht isoliert betrachtet werden, sondern — wir sagten es schon — vor dem Hintergrund der Situation, in der sich die meisten Industriearbeiter in den siebziger und achtziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts befanden. Hinzu kommt, daß gerade die Wienerberger Gesellschaft schon allein im Interesse der Produktion bemüht gewesen war, die Lebensverhältnisse der Arbeiter zu bessern. Die Kette der Beispiele reicht von der Hilfe, die anlässlich der Choleraepidemie 1873 der Arbeiterschaft geleistet worden war, über die Errichtung von Schulen, Krankenhäusern, Kindergärten bis zur Ausschüttung von 50.000 Gulden anlässlich des fünfzigjährigen Regierungsjubiläums des Kaisers: eine Stiftung zugunsten verdienfer, in den Betrieben der Gesellschaft arbeitsunfähig gewordener Ziegler ist damit geschaffen worden.

Indessen ging der geschäftliche Aufschwung des Unternehmens in diesem letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts unverändert weiter. Vor allem die neue Tonwarenfabrik unweit der Spinnerin am Kreuz entwickelte sich zu einem Bahnbrecher auf keramischem Gebiet. Mosaikplatten, glasierte und unglasierte Ware, Wandverkleidungen, feine Verblend- und Dachfalzziegel wurden in steigendem

Der erste Streik



Ein Pascha im Verwaltungsrat



Ausmaß produziert. Ein schönes Beispiel für das einschlägige Produktionsprogramm der Wienerberger bildete das Haus Linke Wienzeile 40, das — auch heute noch als ein bemerkenswertes Beispiel der Otto-Wagner-Bauten beachtet — mit glasierten und bemalten Wienerberger Steinzeugplatten und mit glasierten Terrakottagesimsen versehen wurde — alles Wienerberger Erzeugnisse. Es war etwa zu dieser Zeit, als ein Mann dem Verwaltungsrat der Firma beitrug, der eine der faszinierendsten Laufbahnen zurückgelegt hatte, die in der Monarchie zu verzeichnen gewesen waren: Julius Blum Pascha, ägyptischer Unterstaatssekretär und Präsident der Österreichischen Credit-Anstalt. Ein Mann, der auf zwei Kontinenten wurzelte, der die Wirtschaft zweier Staaten angekurbelt hatte — ein Mann zweier Welten, gewissermaßen.

Blum hatte 1862 als knapp Neunzehnjähriger seine Laufbahn bei der Triester Filiale der K. K. priv. Österreichischen Credit-Anstalt für Handel und Gewerbe begonnen, zwei Jahre später wurde er erst nach Alexandrien und dann nach Kairo, in die dortige Agentur der Bank, versetzt. Bald übertrug man ihm die Leitung der Expositur, und über seinen Vorschlag kam es zur Gründung der Austro-Ägyptischen Bank, die sich außerordentlich vorteilhaft auf die Hebung der wirtschaftlichen Beziehungen zwischen der Doppelmonarchie und Ägypten auswirken sollte.

1877 kam es in diesem Land unter Ismail Pascha zum Staatsbankrott, die Austro-Ägyptische Bank wurde aufgelöst. Blum wollte heimkehren — doch man ließ ihn nicht. Ägypten wollte auf den Finanzmann nicht verzichten: kurzerhand wurde er zum Unterstaatssekretär im Finanzdepartement ernannt, und bis 1889 blieb der Österreicher, der seinem Namen das Wort „Pascha“ — diesen Titel höchster Offiziere und Beamten im Osmanischen Reich — beifügen durfte, in Kairo, wo er einen bedeutenden Einfluß auf die ägyptische Wirtschaftspolitik ausübte.

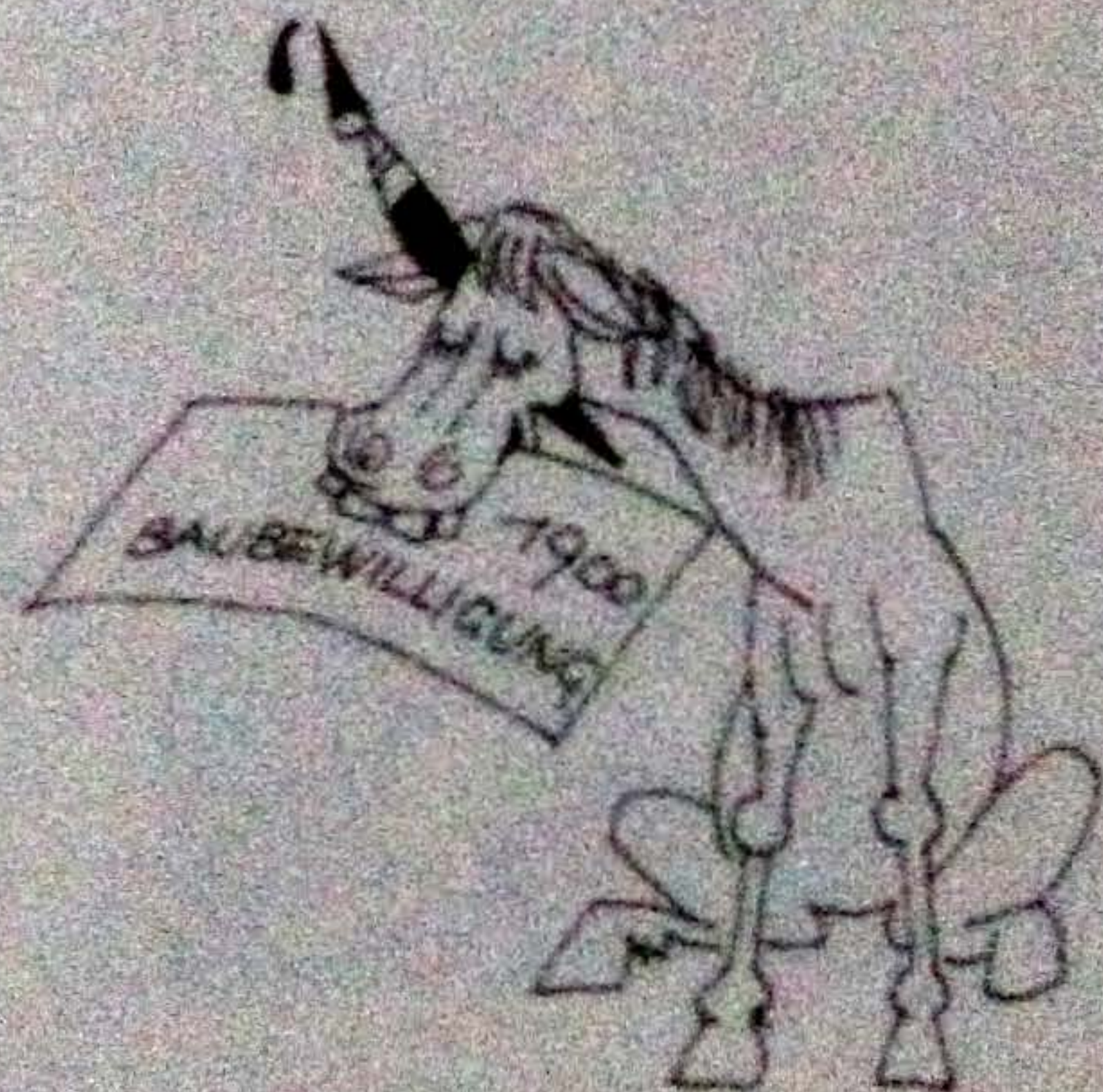
Produzieren, investieren, und wieder: investieren, produzieren: unter diesem Motto ging Österreich-Ungarns größte Baustoff-Erzeugungsfirma ins 20. Jahrhundert hinüber. Eine lange, lange Periode friedlicher Jahre, ungestörten Aufstiegs, geschäftlicher Erfolge schien in Aussicht. Um die Absatzmöglichkeiten zu verbessern und die Preise stabil zu halten, wurde am 15. September 1900 eine Verkaufsvereinigung der wichtigsten Ziegelfirmen gegründet, deren Geschäftsführung der Wienerberger übertragen wurde. Gleichzeitig vermehrte die Gesellschaft auch ihren Haus- und Grundbesitz:

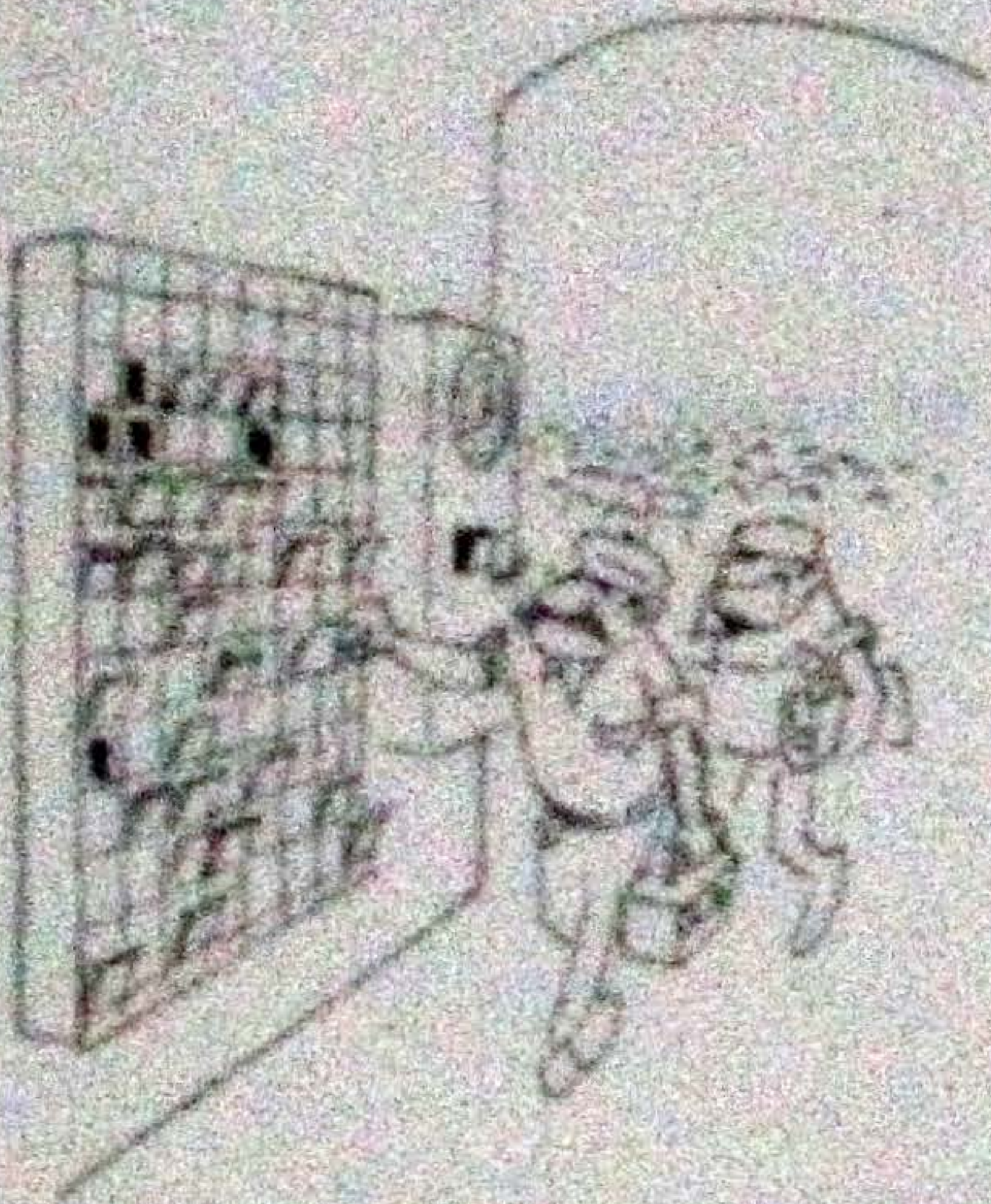
Nachdem bereits 1899 eine Hälfte des „Freihauses“ an der Wiedner Hauptstraße erworben worden war, kaufte die Wienerberger 1901 auch die zweite Hälfte dieses damals größten Wohnhauses der Reichshaupt- und Residenzstadt, das immerhin 360 Parteien beherbergte. Für die Tonwarenfabrik am Wienerberg wurde ein neuer Gasofen errichtet (Detail am Rande und eindrucksvolles Beispiel für die Amtsschimmeleskapaden anno 1900: es dauerte genau 693 Tage, bis die Baubewilligung für besagten Gasofen erteilt wurde). In Preschen (Böhmen) wurde ein Tonlager erworben, um in punkto Materialbeschaffung unabhängiger zu sein, der Verblendsteinfabrik auf dem Wienerberg wurde eine Keramiksteinfabrik angegliedert, weil der Bedarf an gut haltbaren Pflastersteinen erheblich gestiegen war.

Alles schien rosig, man gab sich allgemeinem Optimismus hin: trotz gelegentlicher Rückschläge, wie sie durch Wetterkatastrophen (Anfang Dezember 1901 verwüstete ein Orkan Trockenanlagen und Hütten und zerstörte Telefon- und Kraftleitungen) oder eine vorübergehende Flaute im Baugeschäft verursacht wurden. Gravierender war die Krise, die im Frühjahr 1906 eintrat. Es gab Teilstreiks der Bauarbeiter, gefolgt von einer siebenwöchigen Aussperung, die zu einer gänzlichen Stockung in den Ziegellieferungen führte. Die Baukosten stiegen, Kredite wurden teurer, die Baufreudigkeit sank. 1910 setzte dann eine neue Konjunkturwelle ein, ein Bau-Boom begann, der freilich mit einem erheblichen Steigen der Arbeitslöhne verbunden war. Mehr noch als bisher versuchte die Wienerberger, zu mechanisieren, zu automatisieren, kurz: sich, so weit es ging, von menschlicher Arbeitskraft unabhängig zu machen. Dennoch beschäftigte sie rund 4.000 Menschen, und in den Wohnhäusern des Unternehmens logierten rund 9.000 Personen.

Vizepräsident des Unternehmens war zu dieser Zeit ein Mann, dessen Name mit der Umgestaltung Österreichs zu einem modernen Industriestaat untrennbar verbunden ist: der Technologe Professor Wilhelm Franz Exner. Der frühere Realschullehrer war bereits 1867 bei der Pariser Weltausstellung als Berichterstatter und Juror tätig gewesen; vielleicht ist er schon damals mit jenem Unternehmen in Kontakt gekommen, an dessen Spitze er später — denn von 1919 an war Exner Präsident der Wienerberger — stehen sollte. 1879 ist der damalige Ordinarius für mechanische Technologie der Hochschule für Bodenkultur zum ersten Direktor des Wiener Technologischen Gewerbemuseums ernannt worden, von 1882 bis 1897 war

Optimismus trotz Rückschlägen





er Mitglied des Abgeordnetenhauses. Als Leiter des technischen Gewerbeförderungsdienstes im Handelsministerium, als Präsident des Technischen Versuchsamtes hat er für die Entwicklung von Handel und Industrie Großes geleistet — ein Mann, der auch im Verwaltungsrat der Wienerberger durch sein Wissen und seine Erfahrung überaus fruchtbringend wirkte.

1912 begann man am Wienerberg mit dem Bau der ersten künstlichen Trockenanlage mit automatischem Transport, damit war der Anfang für die Umwandlung des Saisonbetriebs in einen ganzjährigen gemacht. Im gleichen Jahr wurde die Fliesenfabrikation beträchtlich ausgestellt, 1913 nahm die Gesellschaft im Werk Traiskirchen umfangreiche Automatisierungen vor. Neue Grundstücke wurden erworben — 1040,90 Hektar befanden sich zur Jahreswende 1913/14 im Besitz der Gesellschaft, verglichen mit 1011,52 Hektar Ende 1909. Es waren Investitionen in die Zukunft — in eine Zukunft, die, so schien es, mit neuen Geschäftserfolgen und neuen Produktionsrekorden verbunden sein werde. Die ersten Monate des Jahres 1914 schienen selbst die optimistischsten Prognosen zu rechtfertigen.

Dann krachten die Schüsse von Sarajevo. Sie trafen Europa. Wie Luftblasen platzten die Prognosen. Die Wienerberger ging in die schwierigste Epoche ihrer Geschichte.

Was sich seit Alois Miesbach gezeigt hatte, erwies sich auch jetzt wieder aufs neue: Es gibt kaum ein Unternehmen auf Wiener Boden, das mit der politischen, der kulturellen, der sozialen Geschichte der Stadt und des Landes so verbunden war wie die Wienerberger. Ende Juli 1914, wenige Tage vor dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs, hatte der Gesamtabsatz an Wienerberger Produkten bereits jenen des gesamten Jahres 1913 erreicht. Man sah sich am Gipfel; und von einem Tag auf den andern begann die schnelle Fahrt ins Tal.

Einberufungen, Fuhrwerk-mangel, Kreditsperren, gleichzeitig zusätzliche Sozialaufwendungen, ein völliges Erlöschen der privaten und öffentlichen Bautätigkeit — es ging abwärts. 90 Angestellte zählte die Firma nur mehr und 576 Arbeiter, der Rest stand an den Fronten. Frauen, alte Männer, ein paar Kriegsgefangene — das waren die an den Ziegelöfen Beschäftigten. Die Preise stiegen, die Löhne stiegen, die Schwierigkeiten bei der Beschaffung der Hilfsmaterialien wuchsen. Dennoch führte damals, mitten im Krieg, die Wienerberger Ziegelfabriks- und Baugesellschaft zwei ihrer größten Transaktionen in der Hoffnung auf die Zukunft durch — auf eine Zukunft freilich, die sich dann wesentlich trister präsentierte, als selbst in schwärzester Kriegszeit angenommen worden war.

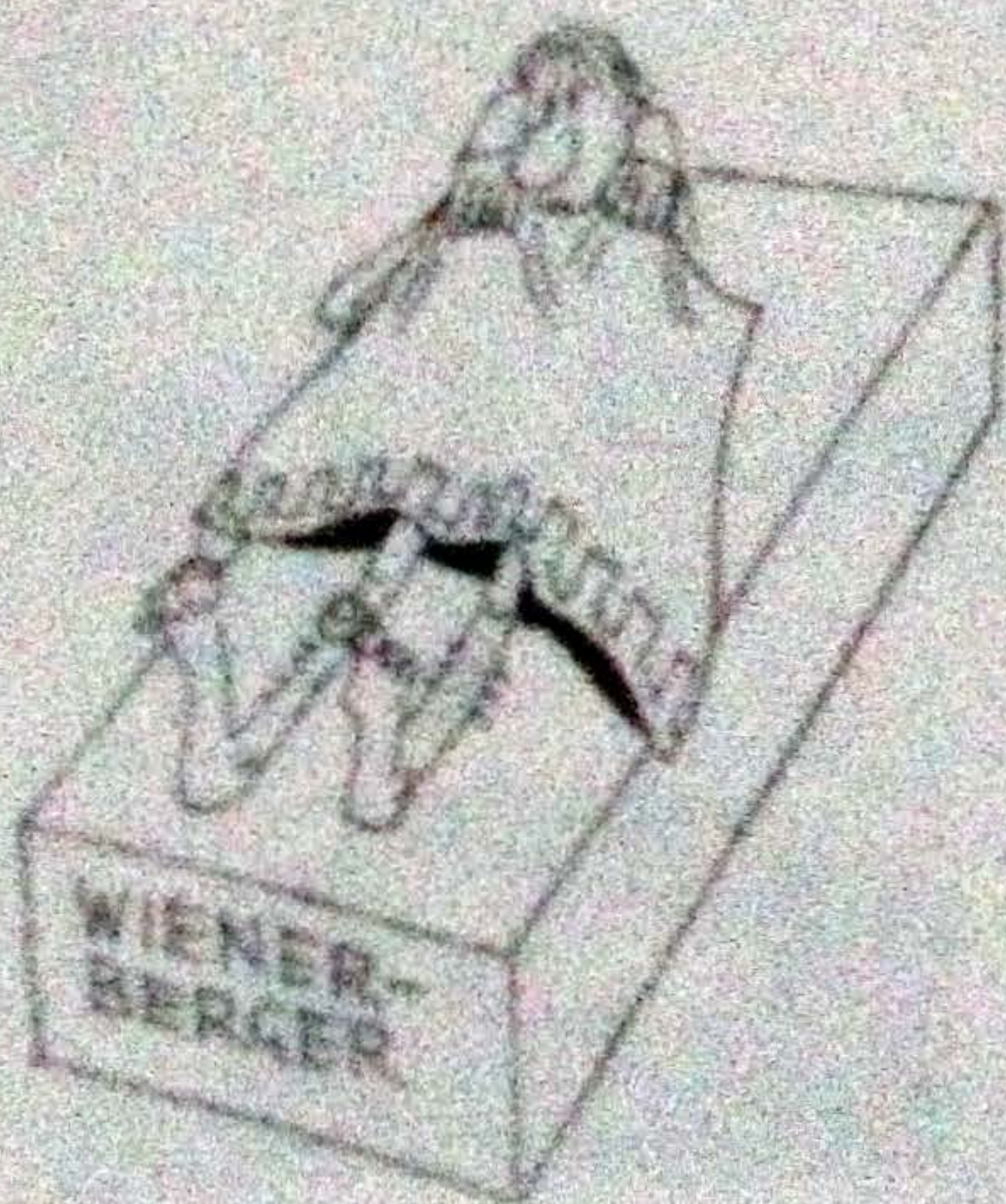
Am 18. Dezember 1916 wurden die Ziegelwerke der Union-Baumaterialien-Gesellschaft aufgekauft. Es handelte sich um Anlagen in Siebenhirten, Vösendorf, Brunn am Gebirge, Wiener Neudorf und Guntramsdorf. Bezeichnend, wie selbst damals der Optimismus bei der Wienerberger — jener Optimismus, der die Gesellschaft stets begleitet hatte — die Aktionen diktierte: Man dachte bereits an die weitere Ausdehnung des Wiener Stadtgebietes nach Süden und wollte ein neues Zentrum für die Ziegelversorgung schaffen. Und anno 1917 erwarb die Firma die Ziegelwerke der Firma Redlich in Göding, durch und durch modernisierte Fabriken, die 30 Millionen Stück Mauerziegel im Jahr produzierten.

In krassem Gegensatz zu diesen Expansionen stand der Geschäftserfolg der Wienerberger in diesen Jahren: Die Gesellschaft arbeitete mit Verlust, und als sie 1917 erstmals wieder eine Dividende ausschüttete, geschah dies im Grunde bereits auf Kosten der Substanz. Ein Werk nach dem anderen mußte wegen Kohlenmangels geschlossen werden, und zur Jahreswende 1918 erzielte nur noch die Tonwarenfabrik einen Gewinn, indem sie einen großen Teil ihrer Vorräte abstieß.

Es geht abwärts



Nach der Decke strecken



War es Pioniergeist, war es ganz einfach das „Sich-nicht-unter-kriegen-Lassen“, das die Verantwortlichen der Firma auch damals bewog, nicht aufzugeben, im Gegenteil: Neues zu schaffen? Gerade damals wurde am Wienerberg eine keramische Schule gegründet, die sich — mit Öffentlichkeitsrecht ausgestattet — später unter dem Namen „Werkstättenschule für Keramik bei der Wienerberger Ziegelfabriks- und Baugesellschaft“ zu einer kunstgewerblichen Pflanzstätte ersten Ranges entwickeln sollte. Selbst in einer Zeit beispiellosen Niedergangs ist am Wienerberg an den Nachwuchs gedacht worden. Im schwärzesten Heute plante man für das Morgen.

November 1918. Das Reich zerbricht, der Wirtschaftskörper, für dessen Dimensionen die Wienerberger Fabriken geplant hatten, zerfällt. Der Rest ist Österreich. Und die Gesellschaft sah sich mit der Frage konfrontiert, wie die Probleme ihres außerhalb dieses Restösterreichs gelegenen Besitzes, der sich jetzt plötzlich in drei Nachfolgestaaten, nämlich in Ungarn, der Tschechoslowakei und Jugoslawien befand, zu lösen seien.

Die Wienerberger verkaufte. Erst den gesamten Auslandsbesitz, dann auch entbehrliche Grundstücke, Gebäude, Einrichtungen in Österreich. Man mußte sich nach der Decke strecken — die Decke war plötzlich sehr klein geworden. Und so verringerte die Firma ihren Grundbesitzstand von 1.494,72 Hektar Ende 1918 auf 1.201,06 Hektar Ende 1920. Daß man gleichzeitig auch Neuerwerbungen tätigte, vor allem die Kaolinlager in Schwertberg kaufte, erwies sich wenig später als neue, schwere Belastung. Das Kaolinwerk war im Hinblick auf die Erzeugung von Elektroporzellan gekauft worden — aus diesem Grund hatte man auch einige Anlagen der Tonwarenfabrik mit hohen Kosten umgestaltet. Schon 1925 indes mußte — vor allem wegen der drückenden deutschen Konkurrenz — diese Produktionssparte stillgelegt werden. Und dies, obwohl erst im Jahr vorher die Schwertberger Schlammerei, eigens für diesen Zweck eingerichtet, fertiggestellt worden war. Inmitten einer ins Überdimensionierte gesteigerten Inflation vollzog sich die Entkapitalisierung der Wienerberger, gab es auf allen Sektoren schwere Verluste — auch, was den Hausbesitz der Firma betraf. Der Mieterschutz hatte ihn praktisch ertragnislos gemacht. Das Tonwarengeschäft gestaltete sich passiv, Mauerziegel mußten an die Gemeinde Wien zu Preisen verkauft werden, die unter den Gesteuerungskosten lagen — doch war die Gemeinde praktisch der einzige Bauherr. Dazu kamen hohe Löhne und soziale Verpflichtungen.

Die Wienerberger schien am Ende. Sie war es nicht. Die Golderöffnungsbilanz per 1. Jänner 1925 markierte den Beginn einer neuen Epoche kaufmännischer Dynamik, der freilich die wirtschaftliche Situation des „Staates, den keiner wollte“, entgegen stand. Man war bestrebt, einerseits bestehende Lasten zu liquidieren — wie etwa die Elektroporzellanerzeugung — und andererseits im Zuge eines systematischen Wiederaufbaus der Ziegelwerke sowie der Tonwarenfabrik die Erzeugnisse an Gestehungskosten und Marktpreise möglichst anzupassen. Dazu kam ein wachsender Export. Doch traten immer wieder neue Rückschläge ein — so ein Großbrand im Betrieb IV am 13. Oktober 1925 — und die finanzielle Situation der Firma verschlechterte sich weiter, die Schuldenlast stieg.

Ende 1926 zeichnete sich eine Belebung auf dem Bausektor ab — ein fünfwöchiger Streik der Ziegelarbeiter im Frühjahr 1927 setzte ihr ein frühes Ende. Im Jahre 1929 zwang ein überaus strenger Nachwinter zur völligen Einstellung der Bautätigkeit — prompt mußten auch die Ziegelwerke ihren Betrieb drei Monate lang stilllegen. Als dann auch die Tonwarenerzeugung zurückgeschraubt werden mußte, weil der Absatz sank, wurden auf beiden Produktionssektoren der Gesellschaft Betriebseinschränkungen notwendig. 1931. Der Bankenkrach wirft seine Schatten auch auf die Wienerberger, die noch immer an den Folgen des großen Krieges laboriert. Eine Rekonstruktion wird unumgänglich. Dr. Josef Joham, Generaldirektor der Creditanstalt-Bankverein, greift ein. Er ersetzt Direktor von Neurath im Verwaltungsrat der Gesellschaft und leitet jene durchgreifende Sanierung der Firma ein, die dann 1933 und 1934 realisiert wird. Das Aktienkapital wird durch die Zusammenlegung von 20 alten Aktien à S 60,— zu drei Aktien à S 100,— auf 1.166.400 Schilling reduziert, gleichzeitig werden 38.336 Stück neuer Aktien emittiert, so daß das neue Aktienkapital eine Höhe von fünf Millionen Schilling erreicht. Außerdem werden zur Abdeckung der Bankschulden vier Millionen Quadratmeter Grundbesitz, überdies die Werke in Schwertberg und Matzen sowie drei Häuser in Wien-Favoriten, verkauft. Der bisherige Verwaltungsrat der Gesellschaft tritt in seiner Gesamtheit zurück. Die Rekonstruktion findet im folgenden Jahr mit den Beschlüssen der Generalversammlung vom 7. November 1934 und deren Genehmigung durch das Bundeskanzleramt ihre Vollendung.

Der Weg war frei geworden — es konnte wieder aufwärtsgehen.

Immer neue Krisen



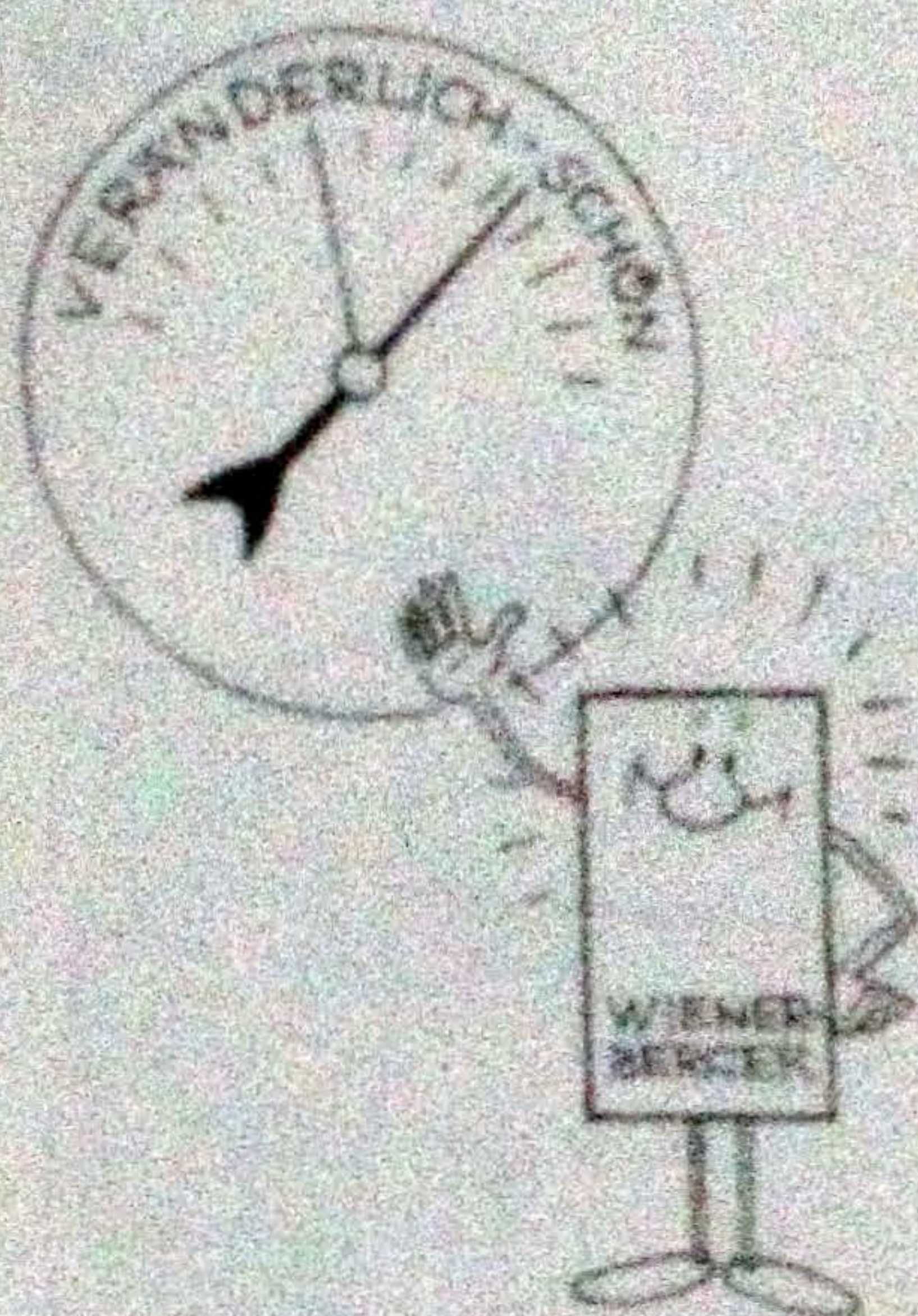
Und es ging aufwärts. Schon 1935 konnte wieder eine bescheidene Dividende ausbezahlt werden. Die Firma verfügte über einen Fundus, der sich sehen lassen konnte: rund 800 Hektar Grund, vier Ziegelfabriken, eine Keramikfabrik, eine Tonwarenfabrik, sechs stillgelegte Ziegeleien, eine Tongrube. 2500 Arbeiter und 100 Angestellte zählte der Beschäftigtenstand. Die Erfolgskurve stieg langsam an, wieder einmal begann das Geschäftsbarometer auf „veränderlich bis schön“ zu zeigen.

Und wieder kam der Rückschlag. Er zertrümmerte den Staat und halb Europa. Die Bilder gleichen sich: Krieg, Rohstoffmangel, Arbeitskräftemangel, Produktionsrückgang, Verluste. Und doch auch wieder Investitionen: Der Erwerb der Vereinigten Ziegelwerke A. G. in Ernstbrunn, die Errichtung eines neuen Tunnelofens in der Tonwarenfabrik.

Dann kam die Stunde Null. Im Bombenhagel, der über Wien niederging, versank auch manche Anlage der Wienerberger. Die Zukunft sah viel, viel schwärzer aus, als man sich je hatte träumen lassen.

Und doch: Gemeinsam mit der Stadt, die in diesen April- und Maitagen 1945 ihr Leben weiter zu leben begann, gemeinsam mit den Wienern, die aus den Kellern krochen und an die Arbeit gingen, begannen auch die Arbeiter und Angestellten der Wienerberger mit dem Wiederaufbau. Langsam ging er voran, mühsam war er am Anfang. Es fehlte am Nötigsten: an Nägeln und Schrauben, Hämmern und Zangen. Sie waren begehrtes Tauschmaterial in einer Zeit, da der Magen knurrte. Es fehlte an Treibriemen — sie wurden zu Schuhsohlen zerschnitten. Man mußte die beschlagnahmten Ziegelvorräte freibekommen, und dann: man mußte zusätzliche Lebensmittelrationen für die Arbeiter beschaffen. Der Tausch von Dachziegeln gegen Fett und Fleisch ist damals sogar mit amtlicher Erlaubnis an der Tagesordnung gewesen.

Der Wiederaufbau und die Inbetriebnahme der Ziegelwerke hatte Vorrang, die Aufbauarbeiten in der Tonwarenfabrik — sie hatte nicht weniger als 147 Bombentreffer abbekommen — war langwieriger. Dennoch konnte im Juli 1947 der Betrieb eines Gasofens aufgenommen werden. Unter der Woche wurde Kanalisationssteinzeug produziert, an Samstagen und Sonntagen fertigte man Futterbarren und Schweinetröge für die Landwirtschaft: als Tauschartikel für Lebensmittel ...



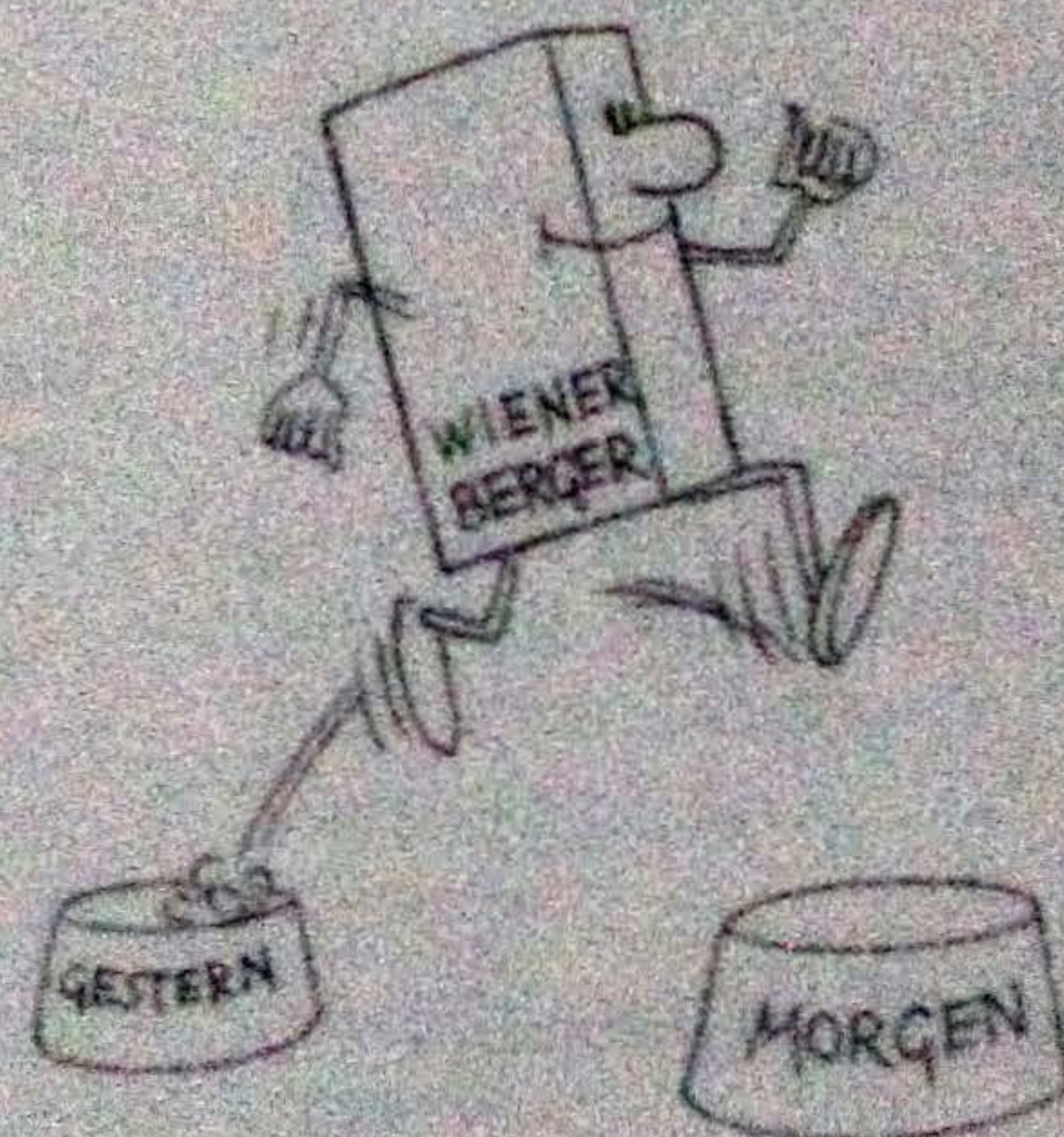
Langsam begann der Mechanismus der Wienerberger wieder auf Touren zu laufen. 1948 konnten bereits 117,3 Millionen Ziegel produziert werden. Schon wurden neue Arbeiterwohnhäuser errichtet, ging man von der Etappe des Wiederaufbaues in jene des Ausbaues. Als dann Mitte 1948 die Ziegelbewirtschaftung aufgehoben wurde, war die Bahn frei für den neuen Aufschwung. Hand in Hand ging die Anpassung an neue Produktionsmethoden. 1953 waren für die Erzeugung von einer Million Ziegeleinheiten 10,5 Mann nötig. Eineinhalb Jahrzehnte später ist diese Quote auf einen Mann gesunken. Doch zeigten sich auch Produktionsumstellungen als notwendig. Die Erzeugung von glasierten Fliesen wurde eingestellt, weil sie unrentabel geworden war, die Produktion von Ofenkacheln stark gedrosselt, weil der gute, alte Kachelofen durch modernere Heizmöglichkeiten ersetzt worden ist. Um den Ausfall auszugleichen, wurde die Klinkererzeugung wieder begonnen. Neue Ziegelformen sind entworfen worden, den Anforderungen der sich weiter entwickelnden Bautechnik entsprechend: Verschiedene Hohlziegeltypen, neuartige Dachziegel, Deckensysteme und Spezialziegel nahm man in das Produktionsprogramm auf, dazu in letzter Zeit auch Sonderziegel für ein Fertigbauteilsystem. Auf dem Steinzeugsektor begann man mit der Herstellung von 1,5 Meter langen Rohren, und auch ein modernes neuartiges Kupplungssystem für eine verlässliche Verbindung der Rohre wurde eingeführt.

Eine geradezu revolutionäre Entwicklung bahnt sich schließlich auf dem Sektor des Leichtbetons an. 1960 hat die Wienerberger den Zuschlagstoff „Leca“, ein Blähtonerzeugnis, auf den Markt gebracht, das seither aus dem Baugeschehen nicht mehr wegzudenken ist. In konsequenter Verfolgung dieser Linie wurde dann auch die Expandierung von „Perlit“, einem stark blähfähigen Mineral, in Angriff genommen. Derzeit befindet sich ein Perlit-Schalungssteinwerk in Bau.

Sogar von der Weltraumfahrt hat die Wienerberger profitiert: Die Plasmatechnik, die ursprünglich für die Herstellung dünnster hochwertiger Schutzschichten von Produkten, die bei der Raumfahrt Verwendung finden, entwickelt worden war, wird jetzt auch zur Oberflächenvergütung von Baukörpern verwendet.

Und es wird weiter experimentiert, geforscht, entwickelt. Der Übergang vom Gestern ins Morgen scheint gefunden. Stolz auf ihre Geschichte und die Tradition des Unternehmens baut die Wienerberger mit an der Zukunft.

An der Zukunft bauen



Verzeichnis der Verwaltungsräte der Gesellschaft von 1869 bis 1938

Name	geboren am	gestorben am	Funktionsperiode		Wirkungsbereich
			von	bis	
Heinrich Freiherr von Ferstel	1828	1883	1869	1883	(Präsident) Architekt
Wilhelm Drasche			1869	nach 1882	Textilkaufmann, später Mandatar Heinrich Drasches in der Gesell- schaft
Victor Alexander Freiherr von Erlanger	1840	1894	1869	1883	Bankier
Alfred Edler von Lenz	1832	1907	1869 1895	1907 1907	(Präsident) Zivilingenieur, Eisenbahnfachmann, Industrieller, Reichsrats- mitglied, besondere Verdienste um die Einführung des Post- sparkassenwesens in Österreich
Franz Xaver Ritter Neumann von Spallart	1837	1888	1869	1888	Nationalökonom, Profes- sor a. d. Wiener Uni- versität, Professor a. d. Hochschule für Boden- kultur, Professor a. d. K. u. K. Orientalischen Akademie in Wien
Dr. Eduard Pokorny	1821	1895	1869 1893	1895 1895	(Präsident) Rechtsanwalt
Adolf M. Ritter Pollak von Rudin	1817	1884	1869	1875	Zündwarenfabrikant
Achilles Thommen	1832	1893	1869 1883	1893 1893	(Präsident) Ingenieur, Eisenbahn- pionier (u. a. Erbauer der Brennerbahn)
Emit Vacano	1806	1877	1869	1877	K. u. K. Landesgerichts- rat, Bergwerksinspektor
Gustav Drasche	1815	1904	1875	1904	Fabriksleiter
Eduard Franz Ziffer	1841	1890	1883	1890	Direktor der K. K. priv. Österr. Credit-Anstalt für Handel u. Gewerbe, Vizepräsident der Tabakregie-Gesellschaft d. Türkischen Reiches
Gustav Wagemann	1831	1894	1887	1894	Fabriks- u. Realitäten- besitzer

Name	geboren am	gestorben am	Funktionsperiode		Wirkungsbereich
			von	bis	
Julius Blum	1843	1919	1890 1908	1919 1919	(Präsident) ägyptischer Unterstaatssekretär, Präsident der K. K. priv. Osterr. Credit-Anstalt für Handel u. Gewerbe
Alexander von Schreiber	1853	1940	1893 1931	1939 1934	(Präsident) Gesellschafter d. Bankhäuser Schoeller & Co.
Dr. Emil Teirich	1842	1906	1894	1906	Generaldirektor d. Wienerberger Ziegelfabriks- und Baugesellschaft
Dr. Ignaz Mikosch	1847	1914	1895	1914	Rechtsanwalt, Direktor der K. K. priv. Osterr. Credit-Anstalt für Handel u. Gewerbe
Dr. Paul Tafler		1909	1897	1909	Rechtsanwalt
Ludwig von Tetmajer		1905	1904	1905	Professor an der Technischen Hochschule in Wien
Wilhelm Franz Exner	1840	1931	1905 1919	1931 1931	(Präsident) Professor an der Forstakademie Mariabrunn, Professor an der Hochschule für Bodenkultur, Mitbegründer und Direktor des Technologischen Gewerbemuseums, K. u. K. Sektionschef, Reichsratsabgeordneter
August Hanisch	1851	1920	1907	1920	Oberbaurat, Professor am Technologischen Gewerbemuseum
Heinrich Freiherr von Roza	1844	1928	1908	1928	Dr. jur., Dr. rer. pol., Sektionschef
Wilhelm Ritter von Doderer	1854	1932	1910	1932	Architekt, Stadtbaumeister
Ludwig Neurath von Neudenegg	1866		1914	1931	Direktor, dann Vorsitzender der Direktion der Osterr. Credit-Anstalt für Handel u. Gewerbe
Ottokar Stern	1874	1963	1916	1938	Stadtbaumeister, Zivilingenieur

Name	geboren	gestorben	Funktionsperiode		Wirkungsbereich
	am	am	von	bis	
Dr. Hermann Matheusche	1876		1920	1927	Direktor der K. u. K. Lagerhäuser Triest, Mitarbeiter d. Generalkommissariates für Kriegs- und Übergangswirtschaft im K. K. Handelsministerium
August Ritter von Miller zu Aichholz	1861	1922	1921	1922	Industrieller, Firmengesellschafter
Ing. Theodor Plenus			1921	1934	Baurat, Zentraldirektor der A. G. der hydraulischen Kalk- und Portland-Cementfabrik zu Perlmoos (vormals Angelo Saullich)
Markus Rotter	1866	1935	1921	1926	Vizepräsident der Zentraleuropäischen Länderbank
Johann Nepomuk Hauser	1866	1927	1922	1927	Konsistorialrat, Landeshauptmann des Erzherzogtums Österreich ob der Enns, Reichsratsabgeordneter
Friedrich Ritter von Schoeller	1872		1922	1945	Industrieller, Bankier
Leo Brüll	1873		1925	1934	Industrieller
Emil Freund	1866	1948	1926	1934	Vizepräsident der Zentraleuropäischen Länderbank
Ernst Gotthilf von Miskolc	1865		1928	1933	Architekt, Professor
Dr. Josef Joham	1889	1959	1931 1934	1936 1936	Generaldirektor der Creditanstalt-Bankverein (Präsident)
Dipl.-Ing. Richard Brabbee	1873	1956	1933	1945	Generaldirektor der Wienerberger Ziegelfabriks- und Baugesellschaft
Dr. Hans Fleischböck	1895		1934	1941	Bankdirektor, Handelsminister
Heinrich Goldammer	1863	1947	1934	1945	Oberbaurat, Stadtbau- direktor, Zivilingenieur
Konstantin Edler von Celpek	1876		1936	1945	Generalmajor, Ingenieur, Sektionschef

Name	geboren am	gestorben am	Funktionsperiode		Wirkungsbereich
			von	bis	
Dipl.-Ing. Erich Heller	1886	1958	1936	1939 (Präsident)	Baurat h. c., Direktor d. Tiroler Wasserkraft- werke A. G., Mitglied des Aufsichtsrates der Österr. Creditanstalt— Wiener Bankverein
Dipl.-Ing. Alfred Keller	1875	1945	1936	1945	Architekt, o. ö. Pro- fessor an der Techni- schen Hochschule in Wien

Angehörige des Aufsichtsrates der Gesellschaft seit 1945

Von Juni 1945 bis Dezember 1951 war der Aufsichtsrat außer Funktion. Die Funktion des Aufsichtsrates wurde von einem öffentlichen Verwalter wahrgenommen.

Name	Funktionsperiode		Anmerkung
	von	bis	
Dipl.-Ing. Adolf Klämpfer	Juni 1945	Dezember 1951	öffentlicher Verwalter
Dr. Josef Joham	11. 12. 1951	7. 4. 1959	Vorsitzer
Hans Brauner	11. 12. 1951	3. 1. 1958	
Ing. Dr. Eduard Draxlmayr	11. 12. 1951	6. 11. 1967	
Dipl.-Ing. Ferdinand Hosnedl	11. 12. 1951	10. 5. 1957	
Fritz Lederer-Ponzer	11. 12. 1951	22. 10. 1955	
Dr. Hermann Leitich	11. 12. 1951	1. 4. 1955	geschäftsführendes Aufsichtsratsmitglied
Hans Melmer	11. 12. 1951	6. 5. 1959	Vorsitzer-Stellvertreter
Dr. Norbert Schidl	seit 11. 12. 1951		ab 14. 5. 1960 Vorsitzender- Stellvertreter
Josef Sedlacek	11. 12. 1951	14. 5. 1960	vom Betriebsrat delegiert
Leopold Sip	11. 12. 1951	30. 6. 1954	vom Betriebsrat delegiert
Dr. Heinrich Wille	11. 12. 1951	1952	
Dipl.-Ing. Rudolf Schober	15. 12. 1952	5. 4. 1957	
Anton Schwarz	30. 6. 1954	19. 6. 1956	vom Betriebsrat delegiert
Dr. Hans Nusko	22. 10. 1955	12. 6. 1969	
Walter Hell	19. 6. 1956	30. 3. 1962	vom Betriebsrat delegiert
Hofrat Dr. Adolf Proksch	4. 5. 1957	23. 3. 1966	
Dipl.-Ing. Dr. techn. Aladar Pecht	22. 4. 1958	22. 5. 1961	
Dr. Albrecht Rössig	seit 6. 5. 1959		Vorsitzer bis 10. 7. 1964
Dr. Benedikt Kautsky	6. 5. 1959	1. 4. 1960	Vorsitzer-Stellvertreter
Kurt Rosmus	6. 5. 1959	6. 4. 1966	
Karl Pohl	14. 5. 1960	30. 3. 1962	vom Betriebsrat delegiert
	Oktober 1962	16. 11. 1966	
Johann Holzer	seit 4. 7. 1961		
Dipl.-Ing. Dr. techn. Rudolf Koller	seit 4. 7. 1961		
Fritz Quester	seit 4. 7. 1961		
Alois Mandak	30. 3. 1962	Oktober 1962	vom Betriebsrat delegiert
Karl Saller	30. 3. 1962	Oktober 1962	vom Betriebsrat delegiert
Gustav Poandl	seit Oktober 1962		vom Betriebsrat delegiert
Dr. Heinrich Treichl	seit 10. 7. 1964		Vorsitzender
Doktr. Dr. jur. Wolfgang Feyl	seit 10. 7. 1964		
Dr. Eduard Mayer	seit 11. 7. 1966		
Franz Rathpoller	seit 17. 11. 1966		
Dr. G-400 Schmidt-Chian	seit 6. 11. 1967		vom Betriebsrat delegiert

Generaldirektoren der Gesellschaft von 1869 bis 1945

Name	Funktionsperiode		Anmerkung
	von	bis	
Dr. Emil Teirich	1869	1906	Generaldirektor
Arnold Pattai	1906	1913	Generaldirektor
Walter Heckmann	1913	1924	Generaldirektor
Dipl.-Ing. Richard Brabbee	1925	1939	Generaldirektor
Dr. Hermann Leitich	1939	1945	Vorsitzer des Vorstandes

Öffentliche Verwalter und Mitglieder des Vorstandes der Gesellschaft seit 1945

Name	Funktionsperiode		Anmerkung
	von	bis	
Dipl.-Ing. Adolf Klampfer	Juni 1945	31. 12. 1951	öffentlicher Verwalter
Ing. Oskar Sulger	1. 1. 1952	31. 12. 1958	
Dipl.-Ing. Hans Dobringer	7. 12. 1953	30. 6. 1957	
Kurt Rosmus	7. 12. 1953	31. 12. 1958	
	16. 4. 1966	31. 12. 1968	
Friedrich Hans Herold	9. 2. 1956	28. 4. 1959	Vorsitzer
Dkfm. Roland Maravic	1. 1. 1959	15. 4. 1966	
Dipl.-Ing. Dr. Hermann Neubacher	1. 8. 1959	1. 7. 1960	
Dipl.-Ing. Dr. techn. Karl Bergmann	seit 1. 8. 1959		
Dr. Herbert Gruber	seit 16. 4. 1966		
Dkfm. Adolf Scheithauer	seit 1. 1. 1969		seit 1. 1. 1968 Vorsitzender stellvertretendes Vorstandsmitglied